…ge. Erster Jahrga…

Januar 1901. Heft

Vorwärts, meine Seele, vorwärts mit Macht!

תדרכי נפשי עז

Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Wochenschrift zur Foerderung juedischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.

19…

Druck von TH…



Inhalt:



Neue Folge.—Erster Jahrgang.

Vorwärts meine Seele, vorwärts mit Macht!

תדרכי נפשי עז

Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.

1901.

Druck von THE RAZALL COMPANY,

CINCINNATI, O.



Inhalts-Verzeichniß.

Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland......$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch,** Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O.

Neue Folge.—1. Jahrgang. 1. Januar 1901.—Heft 1.

Was wir wollen!

———o———

„Eine deutsche Zeitschrift!" hören wir ausrufen. „Glaubt ihr wirklich, die deutsche Sprache in Amerika erhalten zu wollen? Wollt ihr die Todten erwecken?" Nichts von Alledem! Wir wissen sehr wohl, daß die deutsche Sprache als Umgangssprache in Amerika dem Untergange geweiht ist. Wir fühlen gar nicht den Beruf in uns, dem Rade der Zeit in die Speichen zu fallen und den unausbleiblichen Amalgamirungsproceß des amerikanischen Volkes aufzuhalten. Wir wollen das am allerwenigsten als Juden und als fortschrittliche Juden. Als solche glauben wir an das Ideal der Menschenverbrüderung, und was ihm dient, soll uns willkommen sein. Wir hassen den Nationalitätenhaß, wir verurtheilen den Nationalitätenschwindel.

Was wir wollen ist in erster Linie, den deutschen Einwanderern, welchen die englische Sprache unbekannt oder unbequem ist, ein Organ zu erhalten, das ihnen über Juden und Judenthum in ihrer eigenen Sprache Auskunft gibt.

In zweiter Linie wollen wir das Deutsche als eine Kultursprache pflegen, welche dem Juden ganz besonders von historischer Bedeutung ist. Die deutsche Sprache hat das Judenthum aus geistiger Versumpfung und Erstarrung gerettet. Wer sich über das Judenthum, seine Geschichte, seine Literatur, seine Religion und Kultur instruieren will, muß der deutschen Sprache mächtig sein. Hier wie drüben in Europa giebt man schwere Summen, noch dazu oft vergeblich, aus um seine Kinder im Französischen zu unterrichten. Warum also das bildende Element der deutschen Sprache vernachlässigen oder gar verachten?

Drittens — und das ist das Wichtigste — wollen wir unseren Brüdern in Europa ein Bild der Vorgänge im amerikanischen Judenthum geben. Mindestens zwei Millionen Juden in Europa bedienen sich des Deutschen als Umgangssprache, drei bis vier Millionen in Frankreich, Belgien, Holland, Ungarn, Galizien und Rußland, die sich der lokalen Sprache bedienen oder „jüdisch" sprechen, sind mit dem Deutschen vertraut, während das Englische, wie ich durch meine Reisen und meine ausgedehnte Correspondenz weiß, in diesen Ländern sehr wenig bekannt ist. Diesen wird „Die Deborah" eine Noah=Taube sein, die mit dem Oelzweige der Friedensbotschaft über die große Fluth zu ihnen fliegt.

In diesem Sinne hat der verewigte Redakteur dieses Blattes, der wie wenig Andere sich von aller Anfang an mit dem amerikanischen Volksthum identifiziert hat, „Die Deborah" gegründet und bis an seinen Tod fortgeführt. Seinem Beispiele folgend haben eine Anzahl von deutschen Schriftstellern sich verbunden um dem Deutschthum ein Organ zu erhalten. Sie erwarten keine finanziellen Erfolge, sie sind gerne bereit, ihre Arbeitskraft und ihre Zeit der guten Sache zum Opfer zu bringen und wollen jeden Gewinn nur zur Verbesserung des Blattes und zur Erweiterung seines Einflußkreises verwenden. Allerdings brauchen wir auch thätige Sympathie. Lieber Leser! Du hast Freunde und Angehörige in der alten Heimath, die sich herzlich freuen werden, wenn du ihnen die amerikanische Taube in's Haus schickest. Das Vergnügen kostet dich sehr wenig, nicht mehr als du an einem schönen Tage für Straßenbahnfahrten ausgiebst, wenn du deine Familie in's Freie führst. Vergiß auch nicht, daß Drucker, Post und Buchhalter prompt bezahlt sein müssen und daß dein Dollar dazu nöthig ist, endlich auch, daß es für uns billiger ist, wenn du prompt bezahlst und uns das Schreiben eines Mahnbriefes ersparst.

Wir werden dir deines Geldes Werth in Literatur geben. Du wirst alles Wissenswerthe über Juden und Judenthum, über seine äußere Lage und innere Entwickelung, Nachrichten über hervorragende Männer und Frauen in kurzer Zusammenfassung erfahren. Wir bieten dir geschichtliche, literarische und novellistische Beiträge, die sich dem Besten auf ihrem Gebiete an die Seite stellen können. Dabei werden wir uns von Klatsch sowie von Polemik nach innen und nach außen fern halten. Wir wollen unsern Lesern Thatsachen geben, die Urtheile sollen sie sich selbst bilden. Wir werden mit großer Schonung, gerade weil wir in einem freien Lande leben, religiöse Vorgänge im nichtjüdischen Lager besprechen und selbst auch diese nur, wenn sie unser Interessengebiet berühren. Wir werden uns bemühen auch den Anschauungen unserer Gegner im eigenen Lager gerecht zu werden. Wir wollen belehren und nicht richten, dienen und nicht regieren.

Für das Redaktionskomite,

G. Deutsch.

Inschriften am Lebenswege.

Aus dem Tagebuche eines Stillen im Lande.

———0———

I.

Morgenweihe.

Sage dir an jedem Morgen:
Weder Leidenschaft noch Sorgen,
Weder Rast, noch gierig Rennen
Sollen mich vom Ew'gen trennen.
Bist du in den Feierstunden,
Dieser Weihe treu erfunden —
Sprich getrost den Abendsegen
Für den Tag auf Gottes Wegen.

———

II.

Bete, wenn du beten mußt.

1. Bete, wenn du beten mußt,
Regt der Trieb sich in der Brust;
Doch was selbst du magst erringen
Sollst nicht bettelnd dir erschwingen.

2. Bete, wenn du beten mußt
Weil du bist dir schuldbewußt;
Doch nicht, wie Thoren meinen,
Dir Erlösung zu erweinen.

3. Bete, wenn du beten mußt
Nagt der Zweifel in der Brust;
Doch das Ringen und das Denken
Kann der beste Gott nicht schenken.

4. Bete, wenn du beten mußt.
Weißt nicht, was dir weckt die Lust;
Bist vor Gott allzeit willkommen,
Ihm zu nah'n ist stets zum Frommen.

Bete, wenn und wo du mußt,
Doch mit reger Arbeitslust;
Kannst du beides schön verbinden,
Wirst du Gott stets nahe finden.

———

III.

Trostspruch.

In's Unvermeidliche
Lerne dich schicken:
Dann wird's das Leidliche,
Kann selbst beglücken.
Frag nicht nach Gründen,
Die doch nichts wenden
In Pein sich finden
Heißt halb sie enden.

G. G.

Jüdische Gedenktage.

———o———

Die hier folgende Liste soll in erster Linie das historische Interesse anregen und bedeutende Ereignisse und Persönlichkeiten der Geschichte Israels, Juden und Nichtjuden, den Zeitgenossen in Erinnerung bringen. Sie soll ferner dem praktischen Interesse dienen, indem sie dem Prediger, Lehrer und Schriftsteller Winke bei Jubiläen giebt. Sie soll ferner das jüdische Bewußtsein durch die Kenntniß der Antheilnahme der Juden an der Weltkultur stärken.

Obwohl diese Liste vollständiger ist als irgend eine der bisher erschienenen, macht sie auf absolute Vollständigkeit keinen Anspruch. Die Daten müssen immer noch nachgetragen und ergänzt werden. Unsere Leser werden gebeten, uns in dieser Richtung behilflich zu sein. Leider sind es zumeist Todestage, was wir bieten. Das liegt in dem traurigen Umstande, daß unsere biographischen Quellen zumeist in Grabsteinen und Todtenregistern bestehen.

Ebenso wie in Bezug auf die Vollständigkeit, müssen wir in Bezug auf die Richtigkeit um Nachsicht bitten, so sehr wir uns bemüht haben, die Daten zu kontrolliren. Wir sind auf Berichte angewiesen und Berichte widersprechen sich oft. Auf dem Umschlage der Allgemeinen Zeitung des Judenthums vom 20. Juli 1900 wird in einem Nachrufe der Tod des Geheimraths Kristeller als am 15. Juli erfolgt angegeben; im Nachrichtentheile steht der 16. Juli. Der sonst so verläßliche Zunz hat in seinen „Monatstage des jüdischen Kalenders" manches unrichtige Datum, manchen entstellten Namen und manche falsche Thatsache. David Halevi, der Verfasser des Ture Zahab ist nicht am 31. Januar sondern am 20. Januar 1667 gestorben, wie Buber, Ansche Schem S. 59 nachweist. Der Verfasser der Geographie Palästina's hieß nicht Israel sondern Josef Schwarz. Der am 2. Februar 1832 verstorbene Rabbiner von Szanto hieß nicht Eleasar Löwi, sondern Löw. Unter dem 13. März hat Zunz die Notiz, daß an diesem Tage 1819 in Konitz Lazar Fried gestorben sei, der ein hebräisches Werk „Gespräch der Diener des Patriarchen" hinterlassen hat. In dieser Notiz ist jeder einzelne Punkt falsch. Lazar Fried starb nicht in dem durch den „Ritualmord" berühmt gewordenen, noch in einem anderen Konitz, sondern in meinem Geburtsorte Kanitz, Bezirk Brünn, in Mähren. Lazar Fried hat weder das genannte noch so viel ich weiß, ein anderes Werk hinterlassen. Das angeführte Werk heißt nicht „Gespräch der Diener des Patriarchen," sondern „der Patriarchen," gewählt mit Anspielung auf Eliezer den Knecht Abrahams, dessen Namen der Verfasser trug. Es ist auch kein poetisches Werk, sondern ein Index zur talmudischen Literatur und der Verfasser ist nicht Lazar Fried, sondern der am 16. April 1729 verstorbene Rabbiner von Wien (Jakob) Eliezer Braunschweig, der mein Stammvater war und von dessen Sohne ich noch eine Aufforderung zur Drucklegung der zahlreichen Werke seines Vaters besitze. Eliezer Braunschweig war damals, als er das Werk verfaßte, Rab-

biner in Kanitz, wo seine Nachkommen den bequemeren Namen Deutsch annahmen. Zunz's Nachricht stammt von Steinschneider, der trotz seiner staunenswerthen Akribie, und obwohl er ein gebürtiger Mährer ist, den Namen קוניץ falsch transskribierte und im Uebrigen durch falsche Angaben sich irre führen ließ.

Auch Kayserling hat in seinen „Gedenkblätter. Hervorragende jüdische Persönlichkeiter des neunzehnten Jahrhunderts" manche falsche Angabe. Der 1871 verstorbene russische Censor Tugendhold kann unmöglich 1761 geboren sein. Akiba Eger ist wohl nicht am 14. Marcheschwan 1752, sondern wie sein unzweifelhaft gut unterrichteter Urenkel Salomon Schreiber (Chut hameschulasch) angiebt, am 11. Marcheschwan 5522, 8. November 1761 geboren, denn die Zeitungen, welche Eger's Tod melden, sprechen von ihm als einem Greise von sechsundsiebzig Jahren. Der bekannte französische Staatsmann hieß Goudchaux und nicht Goudcheaux, und der gefeierte Prager Oberrabbiner Rapoport, nicht Rapaport.

Kurz, wir sind alle irrende Menschen, und wenn, — mit dem Talmud zu reden, — in die Cedern Feuer gerathen ist, was soll der Ysop an der Wand thun? Eine besondere Schwierigkeit ergiebt sich aus dem hebräischen Datum, dessen Umrechnung leicht Irrthümer veranlaßt und sehr leicht um einen Tag variirt, da der Abend des bürgerlichen Tages zum jüdischen Datum des nächsten Tages gehört. Wir bitten also unsere Leser uns auf etwaige Ungenauigkeiten aufmerksam zu machen und wir werden uns bemühen, so vollständig und verläßlich als möglich zu sein.

Januar.

1\. 1834. Ludovic Halevy, französischer Romanschriftsteller, geboren.
1702\. Jair Chajim Bacharach, Rabbiner von Worms, gestorben.
1804\. Philanthropin in Frankfurt a. M., gegründet.
1837\. Erdbeben in Safed und Tiberias, bei dem zweitausend Personen getödtet wurden.

2\. 1822. Bernh. Felsenthal, amerik. Reformrabbiner, geboren.
1235\. Verfolgungen in Lauda und Bischofsheim.

3\. 1807. Samuel Mayer, Rabbiner in Hechingen, Autor eines Werkes über das jüdische Recht, geboren.
1837\. Die berühmte Schauspielerin, Rachel Felix, in Paris gestorben.
1846\. Samuel Löb Goldenberg, Herausgeber des Kerem Chamed, gestorben.

4\. 1780. Samson Wolf Rosenfeld, einer der ersten deutschen Prediger, geboren.
1811\. Benjamin Samuel Phillips, Lord Mayor von London, geboren.
1322\. Eugenia Pavia Gentilomo Fortis, italienische Dichterin, geboren.
1786\. Moses Mendelssohn gestorben.
1852\. Marco Samuel Ghirondi, Rabbiner in Padua, Verfasser eines biographischen Werkes, gestorben.
1893\. Meir Panigel, Oberrabbiner von Jerusalem, gestorben.

5\. 1796. Josef Salvador, der Verfasser der mosaischen Institutionen, geboren.
1846\. Arsene Darmestetter, der bekannte französische Sprachforscher, geboren.
1823\. Emanuel Wessely, ein Dichter, der Sohn des gefeierten Herz Wesel in Hamburg, gestorben.
1878\. Karl Weil, Hofrath in Wien, warmer Vertheidigec der jüdischen Rechte, gestorben.
1884\. Eduard Lasker, der berühmte deutsche Staatsmann, in New York gest.

1886. Lazarus Adler, Rabbiner in Kassel, gestorben.
1888. Henri Herz, berühmter französischer Klaviervirtuose, gestorben.
1895. Kapitän Dreyfus wird öffentlich degradiert.
6. 1806. Henri Herz, Clavierviruose, Wien, geboren.
1632. Abrahaham Chajim Schor, Verfasser talmudischer Werke, Lemberg, gestorben.
1663. Simone Luzzatto, Rabbiner und Autor, Venedig, gestorben.
1870. Daniel Bender, Schriftsteller, Berlin. gestorben.
1879. Benjamin Artom Chacham der portugiesischen Gemeinde, London, gestorben.
1890. Philipp Joachimsen, Richter und Führer im jüdischen Gemeindeleben, New York, gestorben.
7. 1834. Philipp Reis, Erfinder eines Telephonapparates, Gelbenhausen, geboren.
470. Der Exilarch Huna Mari und der Gesetzeslehrer Mescherschjia hingerichtet.
1684. Baruch Nehemia de Castro, berühmter Arzt, Hamburg, gestorben.
1896. Sir Julian Goldsmid, Mitglied des englischen Parlaments, gestorben.
8. 1830. Hans von Bülow, berühmter Pianist und Antisemit, geboren.
1846. Abraham Vita Reggio, Rabbiner und Autor, Görz, gestorben.
1862. Samuel Cahen, Uebersetzer der Bibel in's Französische, Paris, gestorben.
1887. Abr. Samuel Diskin, rabbinischer Autor, Wilkowisk, gestorben.
1890. Seligmann Heller, Dichter und Uebersetzer, Wien, gestorben.
9. 1912. Liebmann Adler, Rabbiner und Autor, Stadt Lengsfeld, geboren.
10. 1783. Ludw. L. Jacobson, berühmter Mediziner, Kopenhagen, geboren.
1801. Isaac Benjakob, verdienstvoller Bibliograph, Wilna, geboren.
1481. Diego de Susan, Sevilla, von der Inquisition hingerichtet.
1728. David Nieto, Chacham in London, philosophischer Schriftsteller, gestorben.
1729. David Acoen d'Azevedo, Oberrabbiner in Amsterdam, gestorben.
1884. Theodor Ratisbonne, Gründer eines Mönchsordens, Convertit, gestorben.
1890. Ignaz v. Döllinger, katholischer Theologe, Anwalt des Judenthums, gestorben.
1784. Leibzoll in Frankreich aufgehoben.
11. 1805. Lelio della Torre, Professor am Rabbinerseminar in Padua, geboren.
1690. Hillel ben Naphtali Herz, Verfasser des Beth Hillel, Zolkiew, gestorben.
1712. Moses Rothenburg, Rabbiner in Altona. gestorben.
1771. Marquis d'Argens, Mendelssohns angeblicher Protektor, Verfasser der **lettres juives**, gestorben.
1893. Daniel Spitzer, humoristischer Schriftsteller, Wien, gestorben.
1893. S. R. Edelmann, hebräischer Essayist, gestorben.
1895. Jacob Gottstein, medizinischer Schriftsteller, Breslau, gestorben.
12. 1818. Ludwig Traube, berühmter Kliniker, geboren.
1850. Wilhelm Bacher, Professor in Budapest, geboren.
1842. W. T. Krug, Anwalt der Juden, Professor in Leipzig, gestorben.
1878. Josef Baron von Günzburg, russischer Finanzier, Paris, gestorben.
1885. Josef Rosen, Rabbiner in Slonim, talmudischer Autor, gestorben.
1812. Leibzoll in Kurhessen aufgehoben.
13. 1778. Isaac Lyon Goldsmid, Vorkämpfer für die Rechte des Judenthums, London, geboren.
1817. Lazarus Landshuth, jüdischer Geschichtsforscher, Lissa, geboren.
1888. Isaac Goldmann, Verleger, früher Lehrer an der Rabbinerschule, Warschau, gestorben.
1891. Anton Ree, deutscher Reichstagsabgeordneter, Hamburg, gestorben.
1809. Freiheitliches Judengesetz im Großherzogthum Baden erlassen.
14. 1664. Joh. Jac. Schudt, Verfasser der jüdischen Denkwürdigkeiten, geboren.
1797. Gideon Brecher, Uebersetzer des Rusari, geboren.
1802. Leon Halevy, französischer Schriftsteller, geboren.

1821. Sal. Herm. Mosenthal, dramatischer Dichter, geboren.
1874. Philipp Reis, Erfinder eines Telephonapparates, gestorben.
1884. Chronik, amerikanischer Reformrabbiner, Berlin, gestorben.
1711. Großes Feuer in der Frankfurter Judengasse.

15. 1803. N. M. Adler, Oberrabbiner von London, geboren.
1608. Feiwel Duschenes, talmudischer Schriftsteller, Prag, gestorben.
1719. Naftali Hakohen, früher Rabbiner von Frankfurt, Kostantinopel, gestorben.
1896. Selig Goldschmidt, Philanthrop, Frankfurt a. M., gestorben.

16. 1711. Joh. Jacob Raabe, Uebersetzer der Mischna, geboren.
1793. Chr. Geo. Nath. David, dänischer Staatsmann, Konvertit, geboren.
1796. Heimann Arnheim, hebräischer Schriftsteller, geboren.
1802. Fr. Jul. Stahl, Konvertit, Führer der Konservativen, geboren.
1756. Jakob Josua, Rabbiner in Frankfurt, Verfasser des Pne Jehoschua, gestorben.
1769. Isaak Zerachia Azulai, Jerusalem, Vater des berühmten Bibliographen, gestorben.
1882. Ludwig Wihl, deutscher Dichter, Brüssel, gestorben.
1886. Geh. Hofrath Benjamin von Raulla, Finanzier, Stuttgart, gestorben.
1889. Hirsch Rabbinowitz, St. Petersburg, mathematischer Schriftsteller, gestorben.
1891. Isaak Aron Oettinger, Rabbiner, Lemberg, gestorben.

17. 1747. Markus Herz, Arzt und Philosoph, geboren.
1789. Aug. Wilh. Neander, (David Mendel), Kirchenhistoriker, geboren.
1808. Moriz Rappaport, Dichter, geboren.
1670. Rafael Levy in Metz auf erdichtete Beschuldigung verbrannt.
1853. Sam. Jesi, Graveur, Florenz, gestorben.
1869. David Hazan, Oberrabbiner Jerusalem, gestorben.
1881. Theod. Hirsch, Historiker, Professor in Greifswald, Konvertit, gestorben.
1882. Simon Szanto, Herausgeber der Neuzeet, gestorben.

18. 1794. Daniel L. Leßmann, Dichter, Konvertit, geboren.
1836. Chananel Nepi, Rabbiner und hebräischer Schriftsteller, Cento, gestorben.
1854. Judah Touro, berühmter amerikanischer Philanthrop, gestorben.
1890. Salomon Sulzer, der große Synagogenkomponist, Wien, gestorben.

19. 1817. Isaac Wolffson, deutscher Reichstagsabgeordneter, geboren.
1858. S. A. Weiß, Lyriker, geboren.
1700. Jakob Kann, Wohlthäter, Frankfurt a. M., gestorben.
1803. Markus Herz, Arzt und Philosoph, Berlin, gestorben.
1808. Israel v. Hönigsberg, Fabrikant, Wien, gestorben.
1848. Isaak d'Israeli, Konvertit, Schriftsteller, und Vater Lord Beaconsfields, gestorben.
1888. M. Ehrentheil, Rabbiner und Schriftsteller, Horic, Böhmen, gestorben.

20. 1800. Moriz Oppenheim, Maler, geboren.
1803. Eduard Munk, Philologe, geboren.
1205. Joseph ibn Schoschan, Toledo, Erbauer der Synagoge, gestorben.
1702. Jost Liebmann, Hofjude, Berlin, gestorben.
1860. Wilh. Wertheim, Physiker, Wien, gestorben.
1868. L. Schott, Prediger, Bühl, gestorben.

21. 1527. Jakob von Hochstraten, der Verfolger der rabbinischen Literatur, gestorben.
1689. Jakob Chages, Rabbiner in Jerusalem, Constantinopel, gestorben.
1890. Nathan M. Adler, Oberrabbiner, London, gestorben.

22. 1823. Herman Jellinek, Opfer des Despotismus, geboren.
1844. Karl Fischer, der wohlwollende Censor der rabbinischen Literatur, Prag, gestorben
1864. Baruch Auerbach, Gründer des Waisenhauses, Berlin, gestorben.
1875 Ferdinand Hitzig, der berühmte Exeget, gestorben,
1880. Abraham Aschkenazi, Oberrabbiner, Jerusalem, gestorben.

	1883	Gustav Dore, der Illustrator der Bibel, gestorben.
	1893.	David Cassel, Historiker, Berlin, gestorben.
	1898.	Marco Treves, Architekt, Florenz, gestorben.
23.	1167.	Abraham Ibn Esra, der Exeget, gestorben.
	1334.	Isaak ben Pethachja. Märtyrer, Mecklenburg, hingerichtet.
	1639.	Fr. Meldola da Silv, Arzt mit zehn anderen Maranen in Lima hingerichtet.
	1829.	Salomon van Haber, Bankier, Karlsruhe, gestorben.
	1860.	S. Günsburg, Prediger in Berlin, Breslau, gestorben.
	1893.	Edward Solomons, Komponist, London, gestorben
24.	1814.	John W. Colenso, anglikanischer Bischof und Bibelkritiker, geboren.
	1828.	Ferdinand Cohn, der berühmte Botaniker, Breslau, geboren.
	1430.	Neun Judeu in Aix umgebracht.
	1733.	Jakob Reischer, Rabbiner in Metz, gestorben.
	1789.	Jakob Marx, medizinischer Schriftsteller, Hannover, gestorben.
	1873.	Kaid Nissim Samama, Wohlthäter, Livorno, gestorben.
	1900.	Isaac Artom, der erste jüd Senator des Königreichs Italiens, Rom, gest.
25.	1138.	Papst Anaklet II, der Urenkel eines Juden, gestorben
	1853.	Louis Levy, Dichter, Berlin, gestorben.
	1854.	Filosseno Luzzatto, der talentvolle Sohn S. D. Luzzatto's, Padua, gest,
	1899.	Adolphe d'Ennery, fruchtbarer Dramatiker, Paris, gestorben.
26.	1761.	Jehuda Nabon, Rabbiner, Jerusalem, gestorben.
	1851.	Leon Saraval, berühmter Bibliophile, Triest, gestorben.
27.	1806.	Wilhelm Freund, berühmter Philologe und Vorkämpfer der Judenemanzipation, Kempen, geboren.
	1827.	Josef Israels, der berühmte holländische Maler, geboreu.
	1885.	Leopold von Sacher-Masoch, der Ghettodichter, Lemberg, geboren.
	1846.	Jonas Fränkel, der berühmte Philanthrop, Breslau, gestorben.
	1863.	Edward Robinson, der Geograph Palästina's, New York, gestorben.
	1874.	M. A. Alexander, australischer Politiker, Sydney, gestorben.
	1880.	Jacques Herz, Pianist, Paris, gestorben.
	1842.	Reformsynagoge in London eröffnet.
28.	1809.	Theodor Benfey, Orientalist, Konvertit, geboren.
	1197.	Judengemetzel in Neuß
	1549.	Eliah Levita, der Grammatiker, Padua, gestorben.
	1573.	Lippold, in Berlin auf falschen Verdacht hingerichtet.
	1591.	Josef ben Mordechai Hakohen, talmudischer Schriftsteller, Krakau, gest.
	1842.	Emanuel Deutz, Grand-Rabbin, Paris, gestorben.
	1884.	Gustav Klemperer, N. Tabor, Apologet Jon. Eibeschütz's, gestorben.
	1803	Anselm Salomon v. Rothschild, Chef des Wiener Hauses, geboren.
29.	1852	F. H. Cowen, Komponist, Jamaika, geboren.
	1737.	Alexander Schor talmudischer Schriftsteller, Zolkiew, gestorben.
	1817.	Abraham Furtado, Präsident der Pariser jüdischen Notabelenversammlung, gestorben.
	1882.	Alfred von Henikstein, österreichischer General, Konvertit, gestorben.
	1892.	Liebmann Adler, Rabbiner, Chicago, gestorben.
	1894.	Josua Rokeach, Wunderrabbi von Bielecza, gestorben.
	1897.	Eduard Jacobson, Possendichter, Berlin, gestorben
30.	1827.	Wilhelm Herzberg, der Verfasser der jüdischen Familienpapiere, geboren.
	1841.	Moses Büdinger, religiöser Schriftsteller, Kassel, gestorben.
	1863.	Phineas Mendel Heilprin, antireformistischer Schriftsteller, Washington, gestorben.
	1873.	Jacques Isaac Altaras, Rheder und Philanthrop, Aix, gestorben.
	1874.	Theodor Cerfberr, französischer Oberst, Präsident des Konsistoriums, gest.
	1879.	Michael Levy, Industrieller und jüdischer Gelehrter, Inowrazlaw, gestorben.
	1792.	Gesellschaft der Freunde, Berlin, gegründet.

31. 1820. Chr. Fr. Rühs, Professor und antisemitischer Schriftsteller, gestorben.
1864. Michael Sachs, Prediger und Schriftsteller, Berlin, gestorben.
1864. Fischel Arnheim, bayerischer Abgeordneter, gestorben.
1884. Siegfried Goldschmidt, Professor, Straßburg, gestorben.
1894. M. A. Stern, Professor, Göttingen.

———:0:———

Auferstanden.

———0———

Der im Alterthum weit verbreitete Glaube an eine leibliche Auferstehung der Dahingeschiedenen findet in unserer Zeit wenig Credenz. Als mir darum jüngst das Gerücht zu Ohren kam, daß die seit dem Hintritt des unvergeßlichen Dr. Wise entschlummerte „Deborah" wieder in's Leben treten soll, schenkte ich demselben keinen Glauben. Aber die soeben erschienene erste Nummer der neubelebten „Deborah" muß jeden Unglauben und Zweifel zu Boden schlagen. Die „Deborah" ist wahrhaftig auferstanden. Es giebt wirklich eine Auferstehung. Sei gegrüßt, du Auferstandene! Du wirst sicherlich Vielen recht willkommen sein.

Eine talmudische Sage berichtet, daß die Königin Kleopatra — (gemeint ist schwerlich die Königin Aegyptens und später Gemahlin des Antonius, sondern wohl eine Gemahlin des Herodes) — einst im Gespräche mit einem Rabbi ihren festen Glauben an Auferstehung versicherte, aber mit weiblichem Interesse an Kleidertracht die naive Frage machte, ob die Auferstehenden, wie das neu geborene Kind, nackt oder in neuen Gewändern auferstehen würden. Der Rabbi beruhigte sie, indem er sie an das Weizenkorn erinnerte, das zur Zeit der Aussaat nackt zur Erde kommt, aber zur Sommerszeit in reicher Hülle aus der Erde aufersteht. Um so mehr — fügte er hinzu — werden unsere Todten, die in Gewändern in's Grab gelegt werden, in reichen prachtvollen Gewändern auferstehen (Talmud Sanhedrin 90b). Auch die auferstandene „Deborah" erscheint in einem neuen ansprechenden Gewande. Aber trotz des neuen Gewandes in dem sie aufersteht, wird sie ohne Zweifel ihrer alten Mission, die sie bis zu ihrem Entschlafen erfüllte, treu bleiben. Wie die Prophetin, deren Namen sie trägt, wird sie sich als eine für alles Heilige und Göttliche begeisterte Dame bewähren, die am liebsten unter „Friedenspalmen" weilt, und das Richteramt über alle Vorgänge im amerikanischeu und außer-amerikanischen Israel vollzieht, aber wo es nöthig sein sollte, auch mit Macht und Feuereifer auftreten und die Lässigen und Muthlosen zu edlen, gottgefälligen Werken, die zum Heile Israels dienen, anspornen nnd anfeuern wird.

Nach der Behauptuug eines Lehrers im Talmud (Sanhedrin 92a) werden die Gerechten, die auferstehen, nie wieder zum Staube zurückkehren. Demnach dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß die auferstandene „Deborah," so lange sie zu den Gerechten gezählt werden kann und die Abonnenten ihr treu bleiben, nicht wieder ihren Lebensgeist aufgeben wird.

M. M.

Erwache, Deborah!

———0———

Als Barak zu den Vätern eingegangen,
Sein Führerruf auf Tabor nicht mehr schallt,
Da schwieg Deborah tief von Gram umfangen,
Wahrspruch und Lied seit Monden war verhallt,
Mit stummer Lippe und erbleichten Wangen
Sucht ihr umflorter Blick noch die Gestalt,
Die mit des Abendwindes leisem Wehen
Entschwebte zu der Sterne lichten Höhen.

Sohn Naphtalis, dir folgten ohne Zagen
Die Muthigen Sebulon's wohl bewährt,
Und wieder sah man Schild und Speere ragen,
Die Israel zu fert'gen du gelehrt.
Was nützt dem Feind, daß ehern seine Wagen?
Am Flusse Kischon hast du sie zerstört,
Der Ewige, vor dem die Berge beben,
Er hat den Sieg in deine Hand gegeben.

In deine Hand, die, ohne zu erschlaffen,
Das Banner hoch vor unsern Reihen trug,
In deine Hand, die stark mit scharfen Waffen
Im off'nen Kampfe unsere Gegner schlug.
Ein neu gelobtes Land hat uns geschaffen
Du Gottesheld, dein kühner Geistesflug;
Der Ewige ist vor dir hergezogen,
Dein Schild und Schutz, in Sturm und Kampfeswogen.

Doch im Bewußtsein deiner Kräfte Fülle
Hat nie der Stolz noch Hochmuth dich bethört,
Ein Weib gab kund dir, was des Ew'gen Wille,
Du hast in ihr den Gottesgeist geehrt;
„Zieh mit, daß deine Sendung sich erfülle,"
Sprachst du, und hast die Nachwelt noch gelehrt,
Ob Mann, ob Weib die Sendung hat erhalten,
Prophetengeist soll seines Amtes walten.

Wie schön hast du den Lebensgang vollendet,
Das Gute wirkend bis zum Augenblick,
Da sich der Tag in Dämmerung gewendet,
Denn rastlos Streben war dein Erdenglück;
Den Feierabend hat der Herr gesendet,
Uns blieb der Segen deines Werk's zurück.
Dein Heldengeist wird noch die Nachwelt lenken,
Die liebend ehren wird dein Angedenken.

Erwach', Deborah! solchen Todes Schöne
Durch klagend Trauern wäre sie entstellt,
Erwach, Deborah! auf, dein Sang ertöne,
Als Führerin bist du dem Volk bestellt;
Des Wahrspruchs harren rings Israels Söhne,
Der Weg des Rechtes liegt vor dir erhellt,
Die Sendung dein in Israels Bezirken
Sollst du im Geiste Barak's weiter wirken.

Louise S. Mannheimer.

Kritik und Bibelkritik.

In Briefen an meinen Onkel David.

———0———

Mein theurer Onkel! Als ich mich entschloß, dem deutsch-amerikanischen Judenthum wieder ein Organ zu geben, war mein erster Gedanke, die Artikelserie wieder aufzunehmen, welche ich in der „Deborah" vom 31. Januar 1895 zum Abschluß gebracht hatte. Ich freue mich herzlich, daß es mir gegönnt ist, bei Ihnen in ihrem siebenundsiebzigsten Jahre ein freundliches und verständnißvolles Interesse zu finden. Lassen Sie uns also zur Sache kommen!

Was hat man denn an der Kritik auszusetzen? Sehr selten ist Jemand in der Lage, seine Opposition klar zu definieren. Versuchen wir den Gegnern zu helfen! Sie wollen im Allgemeinen sagen, daß der Kritiker ein Mensch ist, der sich für besser und klüger hält als jeder Andere und darum an Allem und Jedem Fehler finden zu müssen glaubt. Es ist dem Kritiker, so meint man, ein Bedürfniß zu zeigen, wie dumm alle Welt außer ihm ist und wie seine Belehrung ihnen noth thut. Ist das wirklich so? Mein lieber Onkel! das gerade Gegentheil ist der Fall. Gerade auf gläubiger Seite entschädigt man sich oft mit einem unberechtigten Skeptizismus. So wird z. B. von dem ob seiner Naivetät berühmten Rabbi Abusch in Zerkow erzählt, daß er an die Eisenbahn nicht glauben wollte. Als man ihm sagte, es gebe jetzt in „Poisen" einen Wagen, „der geht ohne Pferd und ohne Küh', nur man macht ein Feuer, da fängt er an zu pfeifen und geht," sagt R. Abusch: das kann man euch „Poisnarren" einreden, aber nicht mir. Ein Freund nimmt ihn nach dem Bahnhofe und zeigt ihm eine Lokomotive, die gerade beschäftigt ist, einen Viehtransportzug zu rangieren. Reb Abusch lächelt selbstbewußt, „hab' ich euch nicht gesagt, Reb Abuschen foppt man nicht, die Küh' stehen doch inwendig!"*

So ist häufig die Kritik Derjenigen beschaffen, die sonst der wahren Kritik Gottlosigkeit, Selbstüberhebung und Willkür vorwerfen. Aehnlich ist eine Anekdote von einem andern Rabbi, der sagt: Wir Juden bilden uns Vieles ein. So z. B. sagen wir: „Ae jüdischer Kopp!" das ist Unsinn. Ich kenne viele Juden, die Dummköpfe sind und es giebt unzweifelhaft unter den Christen große Gelehrte, Denker und praktisch kluge Menschen. Nur eine Sache ist mir auffallend, wie so gescheite Menschen sich einreden lassen können, „jener Mensch" sei in den Himmel gefahren. Darauf sagt ein Anderer: Rabbi, glauben wir Juden nicht auch, der Prophet Eliah sei in den Himmel gefahren? Der Rabbi lächelt. Du Narr, sagt er, wie kannst du das vergleichen, das ist doch wahr!

---

*) Der „American Hebrew" hat, als meine erste Artikelserie erschien, ebenfalls nach Art des Rabbi Abusch meine Angaben bezweifelt. Darum sei hier die Thatsache niedergelegt, daß der Onkel David in Wien, III. Geologengasse, 4, wohnt, und David L. Weiß heißt.

Sie sehen also, mein lieber Onkel, der Rabbi versteht gar nicht, was kritische Methode ist, sonst hätte es ihm in erster Linie einfallen müssen, den Unterschied zu begründen, warum der Bericht in dem einen Falle glaubwürdig und in dem anderen unglaubwürdig sein soll; der wahre Kritiker wird bei einem Berichte in erster Linie sich nach den inneren und äußeren Gründen der Glaubwürdigkeit umsehen. Wenn Sie Jemandem Ihr Alter um zwanzig Jahre niedriger angeben, so wird er sagen: Ich hätte Sie für etwas älter gehalten, aber er wird die Angabe nicht ohne Weiteres bestreiten. Wenn Sie sich aber für dreißig oder für hundert und vier ausgeben, wird er als Kritiker sagen: diese Angabe widerspricht allen Erfahrungen so sehr, daß ich sie nicht akzeptieren kann.

Wenn ich Ihnen z. B. erzählte: bei der letzten Rabbinerversammlung, die in den „drei Wochen" abgehalten wurde, gingen wir am ersten Abend in den Tempel, lasen Psalmen und Stücke aus dem Sohar und, wie es zwölf Uhr schlug, zogen wir die Schuhe aus, setzten uns auf den Boden und stimmten den 137. Psalm an, recitirten dann das fünfte Kapitel der Klagelieder und gingen durch den ganzen kabalistischen Ritus. Werden Sie nicht sagen: Mein lieber Neffe, dein alter Onkel ist doch nicht der Hinterwäldler, für den ihn diese heutigen Guckindiewelts zu halten scheinen. Du mußt dir denn doch einen Anderen aussuchen, wenn du Jemanden zum Besten haben willst. Wenn ich nun frage, mit welchem Rechte verweigern Sie dieser Erzählung den Glauben, so werden Sie erwidern: Weil sie aller Erfahrung widerstreitet und darum in so hohem Grade unwahrscheinlich ist, daß man sie ohne weiters für unwahr halten kann. Selbst in Europa, wo konservativere Tendenzen herrschen, würde eine solche Demonstration eines längst verschollenen Mysticismus krankhaft oder lächerlich erscheinen. Da nun die Rabbiner in Europa, die noch in Beobachtung der Sabbath- und Speisegesetze einen Schein wahren, der wie ich weiß, drüben aufgegeben ist, so etwas nicht thun, so ist ein solches Büßerthum den amerikanischen Rabbinern am wenigsten zuzutrauen.

Wir werden also sagen, daß Kritik die Prüfung einer Behauptung, speziell einer Nachricht, nach ihrer innern und äußeren Wahrscheinlichkeit ist. Ihre Methode ist in erster Linie negativ, dann auch in einem höheren oder geringeren Grade positiv. Gesetzt, Jemand böte mir eine Sammlung alter Zeitungen zum Kaufe an mit der Angabe, daß sie im sechszehnten Jahrhundert in Deutschland gedruckt worden sei und ich fände darin nur einen Fetzen eines Annoncenblattes mit der Anzeige: „Meat-Market und Butcher-Shop, $600 wöchentliche Einnahme zu verkaufen," wäre ich nicht berechtigt zu sagen: Aus dem sechszehnten Jahrhundert kann dieses Blatt nicht stammen, weil es damals derartige Zeitungen überhaupt nicht gab und in Deutschland kann es nicht gedruckt worden sein, weil die englischen Ausdrücke dort nicht gebraucht werden? Wenn ich ferner eine Annonce finde, die lautet: „Gutgehendes Barbiergeschäft, billige Rente zu verkaufen," bin ich gewiß berechtigt, auf Grund des einzigen Wortes „Rente" anzunehmen, daß dieses Blatt nicht in Deutschland gedruckt wurde. Nun gehe ich einen Schritt weiter und sage: dieses Blatt kann nur aus dem neunzehnten Jahrhundert stammen,

weil früher solche Annoncen nicht gebräuchlich waren; es muß in Amerika erschienen sein, weil Amerika das einzige Land ist, wo neben der englischen als der herrschenden Sprache die deutsche so verbreitet war, daß größere Zeitungen in dieser Sprache gedruckt wurden. Das ist nun gewiß eine berechtigte Schlußfolgerung.

So sage ich nun beispielsweise: das einzige Wort חוץ in dem Sinne von „ausgenommen" in Koheleth 2, 25 beweist, daß dieses Buch nicht von Salomo geschrieben sein kann und erlaubt den Schluß, daß es aus später Zeit stammt und nicht vor dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert geschrieben sein kann. Ebenso bin ich berechtigt zu sagen, daß das Wort „Symphonia" in Daniel 3, 5, durch seinen griechischen Ursprung beweist, daß das Buch unmöglich, wie der Verfasser angiebt, im ersten Jahre des Königs Cyrus, 521 v. Chr geschrieben sein kann, da die griechische Sprache nicht vor der Invasion der Mazedonier nach Asien vorgedrungen war.

Vom Sprachlichen auf das Sachliche übergehend, will ich auf ein einziges Beispiel hinweisen: Im Buche Esra wird uns erzählt, daß Tatnai, der Pascha des persischen Königs, den Bau des Tempels in Jerusalem inhibiren ließ Die Aeltesten der Juden beriefen sich auf eine ihnen vom Könige Cyrus gegebene Erlaubniß. Darauf ließ der König auf den Bericht des Pascha in den Archiven nachsuchen. Der Befehl des Cyrus fand sich vor und Darius erneuerte ihn mit einem Zusatze, in dem es heißt: der Gott, welcher seinen Namen dort ruhen ließ, stürze jeden König und jedes Volk, welches seine Hand ausstrecken sollte (dieses Gesetz) zu ändern und dieses Haus Gottes zu zerstören (Esra 6, 12). Habe ich nun ein Recht, lieber Onkel, diesem Berichte mit demselben Zweifel gegenüberzutreten, den Sie meiner Erzählung von der mitternächtlichen Andacht der amerikanischen Rabbiner entgegengesetzt haben? Darf ich nicht sagen: Es widerspricht aller Erfahrung, daß ein heidnischer König den Gott Israels zur Rache an dem Schänder seines Heiligthums auffordert? Der gläubigste Bibelleser muß das Berechtigte eines solchen Zweifels zugeben. Er kann höchstens die Autorität der Schrift, d. h. also eine rein subjektive Ueberzeugung, genauer ausgedrückt, seinen Wunsch, in seinen anerzogenen Ansichten nicht irre gemacht zu werden, der objektiven, vorurtheilslosen Kritik entgegenhalten.

Das ist aber nicht genügend um Gründe zu widerlegen. Wir haben z. B. von Kindheit anf gehört, daß der Löwe, wenn er beim ersten Sprunge seine Beute nicht erreicht hat, nicht mehr zum zweiten Sprunge ausholt, sondern beschämt znrückschleicht. Das sieht allerdings dem Charakter eines Königs ähnlich, der hie und da Anwandlungen von Großmuth hat und dem seine Pose über Alles geht. Wenn nun aber ein besonnener Forscher wie Brehm sagt, daß weder seine eigenen Beobachtungen, noch die irgend eines verläßlichen Zeugen diese Angabe bestätigen, so wäre es doch wahrscheinlich ein schlechtes Gegenargument zu sagen: die Geschichte ist zu schön um nicht wahr zu sein, und überdies habe ich sie schon im Lesebuche der Volksschule gefunden; der Lehrer schien nicht im Geringsten daran zu zweifeln, und darum will ich sie nicht aufgeben.

Steht nun aber fest, daß der Fluch gegen die Zerstörer des Gotteshauses aus der Seele eines frommen Juden und nicht aus der königlich persischen Kabinetskanzlei stammt, so ist es doch nicht gottlos zu sagen: Auch der Befehl des Königs Darius, den Priestern Opferthiere, Weizen und Oel zu geben, damit sie für den König beten, ist, obwohl nicht unmöglich, immerhin an und für sich und besonders in diesem Zusammenhange verdächtig. Wenn ich nun weiter sage, daß ein Schriftsteller, der alte Hofdekrete an seinem Schreibtische dokterte, vielleicht die ganzen Erlässe von Cyrus und Darius selbst fabriziert hat, so ist das eine Ansicht, deren Möglichkeit man nicht bestreiten kann, zumal wir Juden von jeher eine Schwäche für die Anerkennung von oben und von außen hatten. Wir haben uns einen heidnischen ägyptischen König erfunden, der sich mit schweren Opfern die Bibel übersetzen ließ und vor Entzücken über die Speisegesetze außer sich gerieth. Wir haben uns von Vespasian das Synhedrium in Jabne privilegieren, von Karl dem Großen uns einen deutschen Oberrabbiner ernennen lassen und gelegentlich beweisen wir noch heute den Werth unserer Person und den Segen unserer Amtsführung durch den hohen- oder höchsten- oder allerhöchsten Orts verliehenen, genehmigten oder geduldeten Landes- oder Oberlandesrabbinerstitel.

Man muß nicht Alles glauben, was die Leute sagen. Das ist das A und O jeder Kritik, und wenn ich Ihnen hiermit meine aufrichtige, kindliche Verehrung ausdrücke, so glauben Sie mir nicht, weil es geschrieben steht, sondern weil innere und äußere Gründe die Behauptung bestätigen.

Ihr allezeit getreuer Neffe,

G o t t h a r d D e u t s c h.

———:0:———

Der moderne Jude in französischer Beleuchtung.

——0——

Von Prof. Dr. G. D e u t s c h , in Cincinnati.

„Zwei Herren sind mir wunderlich und drei kann ich nicht begreifen," sie sind Herr Prof. Ludwig Geiger, der ehrwürdige Bruder Marcellinus Cicognani von dem Predigerorden und Seine Eminenz der Herr Cardinal Andreas Steinhuber. Keiner von den dreien hat von dem höchst interessanten dreibändigen Zeitroman Anatole France's „Histoire Contemporaine"* Notiz genommen. Doch hatte ich erwartet, daß Herr Professor Geiger diesen

*) Paris, Calman Levy. Die drei Bände tragen sonderbare Spezialtitel, der erste: **L'orme du mail**, die Ulme auf der Promenade; der zweite: **Mannequin d'osier**, die Kleiderpuppe aus Weidenruthen; der dritte. **L'anneau d'amethyste**, der Amethystring.

Roman ebenso behandle wie er das bei Zola's Paris und Sudermann's Johannes gethan hat, daß Herr Cardinal Steinhuber als Präfekt der Index-Kongregation sich mit dem Buche beschäftige und daß die Unterschrift des ehrwürdigen Bruders Marcellinus, des Sekretärs der heiligen Index-Kongregation in den Acta Sanctae Sedis die Gläubigen vor den Gefahren dieses ketzerischen Buches warne.

Denn um es nur gleich herauszusagen, Zola's Städtetrilogie ist für fromme Katholiken ein Brausepulver, verglichen mit dem Gifte, welches Anatole France ihnen in die Ohren träufelt. Zola ist leidenschaftlich, beinahe maßlos im Angriffe. Seine Ausdrücke, wie z. B. die Kirche besteht nur aus Heuchlern und Dummköpfen, werden den halbwegs Gläubigen zurückschrecken. France's Polemik ist so weltmännisch ruhig, daß der Leser glaubt, er bilde sich ein Urtheil, wenn der Dichter ihm souffliert. Zola hat trotz seines Hasses gegen die Kirche immer das Bedürfniß gefühlt, die Schattenseiten des Klerikalismus durch liebenswürdige Charaktere entsprechend abzutönen. Die liebenswürdige, jederzeit heitere Nonne, die ihren Kranken mit unerschöpflicher Geduld dient, der fromme Abbe, der ganz im Werke der Wohlthätigkeit aufgeht, selbst der Kardinal, der lieber die Kirche untergehen lassen als ihr Dasein durch diplomatische Kompromisse verlängern will und noch andere Gestalten dieser Art werben um unsere Sympathie, wenn die Intriguanten, Heuchler und herzlosen Pfaffen uns abstoßen. France hat nichts dergleichen. Bei ihm sind die Repräsentanten frommen Kirchenglaubens arge Knechte der Fleischeslust, spitzbübische Werkzeuge politischer Intriguanten und im günstigsten Falle Vertreter einer Weltanschauung, welche mit modernem Leben und Denken absolut unvereinbar ist.

Der jüdische Leser hat aber keinen Grund, sich über die Bloßlegung der Wunden in dem ihm feindlichen Lager zu freuen, denn auch ihm wird arg mitgespielt. Anatole France ist wohl ein Gegner des Antisemitismus. „Der Jude, sagt er, ist außerordentlich assimilationsfähig, er ist plastischer und schmiegsamer als irgend eine andere Menschenklasse. Aber, nichtsdestoweniger halte ich es für Unrecht, Rassenunterschiede in einem Lande zu machen. Die Rasse macht nicht das Vaterland. Es giebt kein Volk in Europa, das nicht aus einer Menge von mit einander verschmolzenen und gemischten Rassen bestünde." „Was die Menschen zu einem Volke macht," sagt Renan, „ist das Bewußtsein großer Errungenschaften, die sie gemeinsam vollbracht haben, und der Wille neue zu vollbringen."

Trotz dieser Verurtheilung des Antisemitismus hat France in seinen jüdischen Charakteren eine entschiedene Rechtfertigung desselben gegeben. Die Juden in seinem Roman sind durchwegs unsympathisch, oft geradezu abstoßend, immer lächerlich.

Um dieses Urtheil zu begründen, ist es jedoch nothwendig, ein Resume des Romans zu geben. Die Erzählung spielt in einer nordfranzösischen Provinzialstadt, welche der Sitz eines Erzbisthums und einer Universität ist. Die Handlung, welche übrigens sehr hinter Reflexionen und

Gesprächen über politische und religiöse Fragen zurücktritt, in einer Weise, die uns an Immermann, Amadeus Hoffmann, an Jean Paul und Wilhelm Meister erinnert, ist der Kampf um die Besetzung des Bisthums Tourcoing im südlichen Frankreich. Drei Kandidaten werden uns vorgeführt: der Generalvicar des Erzbisthums von Goulet, den der Cardinalerzbischof Charlot gerne befördert sehen würde, weil er fürchtet, man werde ihn zu seinem Koadjutor machen, der Abbe Lantaigne, Direktor des Priesterseminars, ein würdiger, gelehrter Herr, der wegen seiner Offenheit als intransigenter Royalist und Klerikaler gilt und endlich der Abbe Guitrel, Professor der Homiletik an demselben Seminar, der ein richtiger Kämpfer für den Syllabus, seine Anschauungen so lange weise verbirgt, bis er den ersehnten Bischofssitz erlangt hat.

In dem breiten Rahmen der Diskussion über allgemeine philosophische und französische Zeitfragen, wozu besonders L'affaire gehört, treten hauptsächlich zwei Personen hervor, der schon genannte Abbe Lantaigne und der Professor der klassischen Sprachen an der Universität, M. Bergeret. Der Letztere, ein Anhänger des Positivismus, ist der Geist, der stets verneint und darum allgemein unbeliebt. Der Abbe Lantaigne hingegen, ein richtiger Vertreter der ecclesia militans, sucht seinen Umgang, weil er ihm Gelegenheit zur Kontroverse giebt. Der Autor macht sich offenbar ein Vergnügen daraus, die Schwäche theologischer Argumente bloßzustellen. Abbe Lantaigne vertheidigt die Lehre von der doppelten Wahrheit. Als Mann der Wissenschaft glaube ich, sagt er, daß das kopernikanische System wahr ist, als Theologe hingegen bin ich überzeugt, daß die Sonne auf Josua's Geheiß stillgestanden sei. Vom Standpunkte der Wissenschaft giebt er zu, daß die heilige Katharina von Siena, welche die Jungfrau von Orleans zur Befreiung Frankreichs aufgefordert hat, eine Figur aus einem schlechten mittelalterlichen Roman und die Jungfrau eine Schwärmerin gewesen sei. Sollte aber die Kirche die Jungfrau heilig sprechen, dann würde er als Theologe diese Meinung akzeptieren.

Die Opposition gegen Kirche und Dogma ist naturgemäß in Bergeret personifiziert. Man bespricht den Gedanken der Unsterblichkeit. Selbst der Archivar des Departments, Mazure, der als überzeugter Jakobiner nie eine Kirche betritt, meint: Warum sollte denn der Unsterblichkeitsglaube absurd sein? Warum, erwidert Bergeret, sollte Herr Dupont nicht im Hause Nummer 38 auf der Straße Les Tintelleries wohnen! Es giebt ja so viele Duponts in Frankreich und das genannte Haus hat drei Etagen.

Die Darstellung der höchsten kirchlichen Würdenträger hat ebenfalls wenig Schmeichelhaftes für die Kirche. Der Kardinal Erzbischof, Monseigneur Charlot, lügt wie gedruckt, oft ohne jede Nöthigung, und wie es scheint, aus reiner Freude an der Lüge. Der Nuntius empfängt zwei Kandidaten für den erledigten Bischofssitz, erzählt jedem dieselben Platituden, daß der verstorbene Bischof von Tourcoing ein guter Whistspieler gewesen sei, daß er zu sagen pflegte, seine Diözesanen hätten blos den einzigen Fehler, daß sie Bier trinken. Würden sie Wein trinken, dann wären sie die besten Christen von der Welt. Dann spricht der Monsignore von dem Klima in Rom, reicht

seinen Ring zum Kusse mit den Worten: Ill faut aller a Rome, monsieur l'abbe.

Die blutigste Bosheit von allen ist die Entscheidung über die Besetzung des Bischofssitzes, welche durch den Einfluß von drei Ehebrecherinnen, darunter zwei Jüdinnen, erfolgt. Die Juden sind eben auch in dem Roman des Dreyfusard und Antisemiten ungemein einflußreich. Als das Bonmot eines Senators wird erzählt, daß er mit Bezug auf einen getauften Juden, der Hofkaplan wurde, (offenbar der Abbe Bauer) gesagt habe: „Seht einmal an, ein Jude geht unter die Geistlichen und er wird Monsignore."

Der wesentlichste jüdische Charakter des Romanes ist der Präfekt Worms-Clavelin. Dem deutschen Namen muß ein französischer angehängt werden, um das Typische zu verwischen. Die Tochter des Präfekten, die mit elf Jahren getauft und im Kloster erzogen wird, heißt Mademoiselle Clavelin, im Kloster sogar de Clavelin. Herr Worms-Clavelin ist der Typus eines Parvenu, in eine Gesellschaft hineingeworfen, die ihn als Juden haßt und verachtet, obwohl er sein Judenthum verleugnet, und die dennoch gezwungen ist, ihm eine seinem Amte entsprechende soziale Stellung einzuräumen. Er mag noch so oft sich als Freidenker bezeichnen und behaupten: Je n'ai pas d'attache dans le monde juif, man sieht doch in ihm den Deutschen und den Asiaten und er selbst fühlt es, daß er sich französiert und naturalisiert, wenn er mit dem Abbe Guitrel verkehrt, der als normännischer Bauernsohn ihm den Typus echt französischen Volksthums vorstellt.

Der Hauptcharakterzug des Präfekten ist Mangel an Takt. „Takt ist ihm eine mysteriöse und unergründliche Tugend." Selbst der allem Antisemitismus abholde Professor Bergeret findet, daß ihm jede Politesse fehle. In der adeligen Jagdgesellschaft, an welcher er theilnimmt, verzeiht man ihm seine Taktlosigkeiten, weil man weiß, daß er sich derselben unbewußt ist. Seine freimaurerische Seichtigkeit im Beurtheilen religiöser Dinge ist im höchsten Grade für den Abbe Guitrel verletzend, der allerdings sich seine Entrüstung nicht merken läßt, weil er den Einfluß des Präfekten zur Erlangung der Bischofsstelle sich sichern will. Diese Charakteristik hat viel Wahrscheinliches. Sie erscheint sehr glaubwürdig vom allgemein psychologischen sowohl wie vom speziell französischen Gesichtspunkte. Die Unterstützung des monarchischen antisemitischen Prinzips von jüdischer Seite in der Dreyfus-Campagne, das geschäftige Denunzieren jüdischer Verräther in dem deutsch-französischen Kriege durch jüdische Blätter, unter Anderem auch die Vertheidigung der Dreyfus-Affaire von Seiten des Professors Cohn von der Columbia-Universität in New York, eines Sohnes von Albert Cohn, derartige Erfahrungen machen die Gestalt eines Präfekten Worms-Clavelin uns vollkommen verständlich, so verständlich wie das Benehmen des Platzkommandanten, General Cartier du Calmot, der natürlich Antidreyfusard, Monarchist und Klerikaler, wenn der Präfekt ihm auf der Straße ein familiäres bon jour, general, zuruft, mit Donnerstimme wie auf dem Manöverfelde ein bon jour, prefet zurückgiebt.

Was uns weniger verständlich wird, ist der Charakter der Frau des Präfekten, Noemi Coblentz. Als Tochter eines Trödlers im Pariser Arbei-

terviertel aufgewachsen, von sehr dürftiger Schulbildung, eine große Freundin von Juwelen, aber sehr gleichgültig gegen ihre Wäsche, dabei nicht hübsch, sollte sie in den aristokratischen Kreisen, mit denen sie verkehrt, weniger wohl gelitten sein als ihr Gatte. Trotzdem ist das gerade Gegentheil der Fall. Mein Aufenthalt in Frankreich war ein zu flüchtiger um mir ein Urtheil über die jüdische Gesellschaft zu ermöglichen, aber vom allgemein psychologischen Standpunkt sollte man eher erwarten, daß der Präfekt durch Bildung und amtliche Schulung sich zu dem gesellschaftlichen Niveau seines Amtes erhoben haben sollte als die Frau, der diese Mittel fehlten.

Ein scharfes Schlaglicht fällt auf die Resultate solcher Lebensanschauungen durch die Schilderung der Mademoiselle Jeanne de Clavelin, die im Kloster der „Damen des köstlichen Blutes" ihre Erziehung genießt. Mademoiselle hat den ersten Preis für eine Composition erhalten. Sie hat, wie sie ihrer Mutter erzählt, einen Aufsatz über die pragmatische Sanktion geschrieben und Madame de Saint Joseph hat sie vor der Klasse belobt. Niemand hat mit solchem Eifer bewiesen, daß die pragmatische Sanktion der schwerste Fehler Karl VII. und eine Beeinträchtigung der Rechte des heiligen Stuhles war als das Judenmädchen. Dabei hat sie auch in einer Novene 4937 Tage Ablaß gewonnen.

Der künstlich gemachte komisch wirkende Eifer jüdischer Konvertiten ist wiederholentlich die Zielscheibe des Spottes in dem Roman. Obenan steht die Baronin von Bonmont, geborene Waldstein. Ihr Mann hat Gutenberg geheißen, war aus Oesterreich, steht offenbar noch tiefer, als wenn er deutscher Abkunft wäre. Er hat durch Börsenspekulationen, gestützt durch Bestechung von Parlamentariern, ein ungeheures Vermögen erworben und ist glücklicherweise plötzlich gestorben, als eine parlamentarische Untersuchungskommission ihm unangenehm zu werden drohte. In seinem Schlosse, das er aus einer Ruine im mittelalterlichen Baustile wieder aufrichten ließ, verkehrt die vornehme Welt nicht. Nur der Abbe Guitrel, der den Einfluß der jüdischen Finanzaristokratie in ministeriellen Kreisen zu schätzen weiß, läßt sich dort sehen und vertheidigt auch die Bonmonts als Christen in dem Schlosse ihres Gutsnachbaren, des Herzogs von Brece, der natürlich die Bonmonts als Juden haßt, denn für ihn „sind die getauften Juden noch hassenswerther als die ungetauften," „Frankreich soll den Franzosen und den C h r i s t e n, und nicht den Juden und Protestanten gehören." „Die Nothwendigkeit wird sich bald in Frankreich ergeben wie sie sich in Rußland ergeben hat, das Ideal der christlichen Gesellschaft, den Feudalstaat wieder herzustellen." Er kann noch nicht verstehen, warum man sich nicht der Juden entledigt — pourquoi ne se debarasse-t-on pas d'eux — das wäre doch so furchtbar einfach.

Trotz dieser Abneigung möchte der junge Baron Arthur von Bonmont gerne in diese Gesellschaft eindringen. Es ist sein höchstes Streben, das Abzeichen zu erhalten, welches den Träger berechtigt, an den Jagden des Herzogs von Brece theilzunehmen. Er strebt es an „mit jener erblichen Zähigkeit, welche der große Baron bei der Eroberung von Sachen, Leibern und Seelen entfaltet hat." Zunächst muß seine Mutter ein goldenes mit Diamanten geschmücktes Ciborium der von den Brece's geschätzten Kapelle, „der

Mutter Gottes vom schönen Laube" zum Geschenk machen. Das wunderthätige Muttergottesbild ist zwar in der Revolution verbrannt worden, aber ein Bein war gerettet und der neuen Statue eingefügt worden, und ein verwahrlostes Mädchen ist durch verschiedene Visionen begnadet worden, was aber die Kirche offiziell noch nicht anerkannt hat. Das Geschenk wird nach einigem Sträuben angenommen, aber die erwünschte Einladung zum Besuche erfolgt nicht.

Arthur von Bonmont giebt aber den Kampf noch nicht auf. Der Abbe Guitrel soll ihm helfen. Der schlaue Priester antwortet ausweichend. Welchen Einfluß könnte er, der schlichte Abbe, auf den Herzog ausüben. Gut, sagt Arthur, Sie sollen Bischof werden. Der Ministerpräsident war seines Vaters Sekretär gewesen und verdankt ihm seine Karriere, aber gerade deswegen ist auf ihn nicht zu rechnen, denn er will an den Ursprung seines Glückes nicht erinnert werden. Da ist aber der Kultusminister Loyer, ein alter Junggeselle und Freund weiblicher Schönheit. Den muß Mamma gewinnen. Mamma verehrt den Abbe Guitrel, denn sie ist sehr religiös, wie France boshaft hinzufügt. Sie hofft, der salbungsvolle Priester werde ihr dazu behilflich sein, den kaltgewordenen Liebhaber, Raoul Marion zurückzugewinnen. Raoul (Esterhazy) ist ein verabschiedeter Offizier, dessen Vergangenheit sehr anrüchig ist, so anrüchig, daß selbst ein General durch eine Umarmung im Gerichtssaale ihn nicht rehabilitieren konnte. Die Angst um seine Zukunft macht ihn mürrisch; er ergeht sich in fortwährenden Drohungen. Er will das ganze Judenpack (youtres) abschlachten, denn Raoul ist Antisemit, die Baronin von Bonmont allerdings auch, aber sie hört es nicht gern, wenn man vom Antisemitismus spricht. Elle aimait mieux qu'on ne posat pas la question. Der Abbe Guitrel versucht es, dem so niedergeschlagenen Raoul neuen Lebensmuth zuzusprechen, und Madame le baronne zeigt sich erkenntlich. Sie empfiehlt den wackeren Seelsorger dem Minister für den erledigten Bischofssitz und läßt ihm einen Bischofsring mit einem Amethyst anfertigen. Leider vergißt sie in ihrem Schmerze über die Kälte des Geliebten das Juwel in dessen Wohnung, wo es von der Polizei bei einer Haussuchung beschlagnahmt wird.

La violence hereditaire des jungen Baron beruhigt sich bei dem Wirken der Mutter nicht, er muß noch andere Alliierte haben. Philipp Delion, der Sohn eines dem väterlichen Gute benachbarten Großindustriellen, ist der Geliebte der Frau von Gromanee, der ersten Schönheit der Departementshauptstadt. Philipp schuldet dem jungen Baron Geld. Der Letztere will die Schuld aus seinem Buche streichen und dem Freunde noch dazu sein Automobil schenken, wenn der Letztere Frau von Gromanee überreden wolle, sich bei dem Minister für den Abbe Guitrel zu verwenden. Der Minister hat Frau von Gromanee bei Gelegenheit einer Dienstreise in ihrer Heimath kennen gelernt und sich ihr sehr gewogen gezeigt. Es läßt sich annehmen, daß der Minister einer so schönen Frau nichts abschlagen wird.

Zum Ueberflusse verwendet sich noch Frau Noemi Worms-Clavelin, geborene Coblentz, bei dem Minister für ihren Schützling, den liebenswürdigen Abbe, der ihr immer alte Kirchenparamente zur Ausschmückung ihres Salons

geliefert hat. Der Minister hat einen Neffen, der im Ministerium arbeitet. Dieser Neffe verspricht den Abbe zum Bischof zu befördern, wenn ihm Frau Noemi ein Rendezvous bewilligt. Eine Gefälligkeit ist der anderen werth. Das Rendezvous wird zugestanden und am nächsten Morgen verkündet das Journal offiziell die Ernennung des Abbe Guitrel zum Bischof von Tourcoing. So waren es drei Ehebrecherinnen, darunter zwei Jüdinnen, welche den Bischof machten und das wesentlichste Motiv war der Wunsch eines jungen jüdischen Roue in die aristokratische Welt eingeführt zu werden.

Antisemit ist France nicht. „Wenn ihr von den Juden nichts haben wollt, sagt er zu dem Führer der katholischen Partei, gebt ihnen ihren Gott zurück. Laßt uns die alten Vorurtheile nicht wiedererwecken. Fragen wir nicht darnach, ob einer Jude oder Christ, sondern ob er ein Ehrenmann und seinem Vaterlande nützlich ist."

Trotzdem ist sein Roman eine Rechtfertigung des Antisemitismus. Der Jude ist wie im Falle des Präfekten Worms jedes Taktgefühles, jedes ästetischen Sinnes baar. Der Präfekt geht gerne in den Juwelierladen, angezogen von der angeborenen Liebe für Edelmetalle. Seine Frau besucht ihre Tochter im Kloster, prüft ihre Zähne mit dem Instinkte des Roßtäuschers (l'instinct de maquignonnage), und bei dem Rendezvous sind alle ihre Bedenken auf den Zustand ihrer Wäsche konzentriert. Die Bonmonts sind keineswegs sympathischer. Der Baron ist ein skrupelloser Gründer, seine Frau eine Messaline, der Sohn ein Parvenu, der Bruder der Baronin, Wallstein, spielt den Kunstkenner, ohne eine andere Werthschätzung der Gemälde als deren Preis zu kennen und sammelt ohne einen anderen Wunsch als den die Sammlung Spitzers in den Schatten zu stellen.

Da seine Bemerkung des Dichters, daß der Antisemitismus im Departement eine Macht war, denn obwohl es dort keine Juden gab, gab es dafür desto mehr Geistliche, wird den Leser nicht von dem Unrechte des Antisemitismus überzeugen. Seine Bemerkung, daß das Lied dies irae, eine Ermuthigung für die Räuber in den Abruzzen sei, wird den Leser nur darin bestärken, daß der Antisemitismus nicht eine Verkleidung des Klerikalismus und anderer reaktionärer Gelüste sei, denn er wird in den jüdischen Gestalten den Beweis geliefert sehen, daß der Jude unsauber in seinen Lebensgewohnheiten, taktlos in seinem gesellschaftlichen Auftreten und gewissenlos in seinem Erwerbe ist.

———:0:———

Naiv. Ein Schnorrer, der die Protektion eines sehr reichen Bankiers genießt, erhält von diesem 300 fl. für eine Badereise zur Herstellung seiner Gesundheit. — „Verzeih'n Se, Herr Baronleben," sagt der Schnorrer, „aber 300 fl. is zu wenig; ich brauche mindestens 500 fl.!" — „Aber da hört doch die Gemüthlichkeit auf!" ruft der Bankier entrüstet. — „Können Sie denn Ihre Badereise nicht so einrichten, daß Sie mit 300 fl. auskommen?" — Verzeih'n Se, Herr Baronleben, aber for meine Gesundheit is mer nix zu theuer!"

Rückblick auf das Jahr 1900.

Von G. Deutsch.

———0———

Mit diesem Jahr schließen wir ein Jahrhundert ab. Man hat viel darüber gestritten, ob das zwanzigste Jahrhundert mit dem Jahre 1900 oder mit dem Jahre 1901 beginne. Im Grunde ist das gleichgiltig. Das Jahr, sowie jede andere Zeitepoche, ist ein willkührlich herausgegriffener Abschnitt der Unendlichkeit. Wir können ihn beginnen und enden wann wir wollen. Das Menschenleben in seiner körperlichen und geistigen Erscheinung kehrt sich nicht an solche äußere Momente. Für unsere Orientirung aber ist es nöthig, daß wir von Zeit zu Zeit pausiren, um die zurückgelegte Strecke zu messen, um Eintragungen in unser Logbuch zu machen und betreffs der Aenderung oder Fortsetzung unseres Kurses schlüssig zu werden. Die Betrachtung der Entwickelung unseres Judenthums im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts ist eine zu komplizirte Aufgabe, als daß sie so nebenbei in einer Jahresschau gelöst werden könnte. Nur um nicht ganz daran vorüberzugehen, sei es uns gestattet, auf einzelne Punkte zu verweisen. Im Beginne dieses Jahrhunderts gab es keine einzige regelmäßig erscheinende Zeitschrift, jetzt giebt es deren wohl nahe an hundert tägliche, wöchentliche, monatliche, vierteljährliche, die in einem Dutzend oder mehr Sprachen erscheinen. Im Beginne des Jahrhunderts gab es mit Ausnahme der italienischen und der wenigen sephardischen Gemeinden keine Rabbiner mit weltlicher Bildung. Am Ende des Jahrhunderts erhebt selbst die orthodoxeste Gemeinde den Anspruch, nur einen solchen Mann als Rabbiner zu wählen, der ein Doktordiplom vorweist. Am Beginne des Jahrhunderts gab es nur sehr wenige jüdische Volksschulen. Die Reichen hielten wohl Privatlehrer für ihre Kinder, aber die weitaus größte Mehrzahl der jüdischen Kinder wuchs ohne geregelten Unterricht auf. Heutzutage sind mit Ausnahme des Orients jüdische Analphabeten gar nicht zu finden, und jüdische Studenten giebt es in allen civilisirten Ländern weit über das Zahlenverhältniß der Bevölkerung. Vor hundert Jahren durfte ein Jude in der City in London nicht einmal einen offenen Laden haben. In der freien Schweiz durfte er mit Ausnahme von zwei Dörfern im Kanton Aargau sich nirgends niederlassen. In der französischen Republik, die ihn nominell zum gleichberechtigten Bürger gemacht hatte, mußte er vor Gericht einen Eid in einer Form schwören, die von der Voraussetzung ausging, daß der Jude Christen gegenüber keine moralische Verpflichtung anerkenne. In Preußen hatte vor gerade hundert Jahren ein Jude sich als Schiffsrheder etablirt. König Friedrich Wilhelm III. war über die „unerhörte Einmischung jüdischer Theilhaber in die Rhederei" empört, und da es kein Gesetz gab, welches den Juden Schiffsbau verbot, so erklärte ein königliches Rescript vom 17. Juli 1801, daß Schiffsrheden unbewegliche Güter seien, die ein Jude nur mit spezieller königlicher Erlaubniß

erwerben dürfe. In Bayern hatte das Gesetz vom 10. November 1800 durch unbedachte Stylisirung die Juden zu Bürgern gemacht, indem es erklärte, daß das katholische Bekenntniß nicht mehr Erforderniß zur Erlangung der bürgerlichen Rechte sei. Eine Verordnung vom 21. September 1801 stellte die Sache dahin richtig, daß nur Protestanten in die Emancipation eingeschlossen seien. In Wien wurde 1802 die vereinzelten reichen Juden verliehene Toleranz für die Zukunft verboten. Wenn in Oesterreich irgend ein Bedarfsartikel rasch im Preise stieg oder sank, wurde es den Juden verboten, damit zu handeln. Stieg das Getreide im Preise, so wurde den Juden, als Kornwucherern, der Getreidehandel verboten. Wurden Felle billig, so hieß es, die Juden drücken die Preise, und der Handel mit diesem Artikel wurde den Juden verboten. In Frankfurt miethete ein Jude einen Laden außerhalb des Ghetto. Der Senat untersagte ihm die Benutzung, bis der geplagte Jude durch einen Prozeß gegen den Senat ein Urtheil erstritt, weil er nachwies, daß der Laden auch einen Eingang vom Ghetto aus hatte. Die juristischen Fakultäten mancher Universitäten hatten Gutachten darüber abzugeben, ob Zucker und Kaffee zu den Aromata gehören, mit denen zu handeln den Frankfurter Juden verboten war. In Sachsen durfte ein fremder Jude ohne spezielle behördliche Erlaubniß sich auch nicht vorübergehend zu geschäftlichen Zwecken aufhalten; in der Bergstadt Freiberg mußte er, wenn ihm diese Erlaubniß gegeben wurde, sich einen Polizisten als Begleiter gefallen lassen. Doch wozu dieses Bild des Jammers wieder aufrollen? Genug, daß in Westeuropa alle diese Dinge gefallen sind!

Leider dürfen wir nicht mit voller Befriedigung bei der Betrachtung der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts verweilen. Wir haben wohl Fortschritte gemacht, Fortschritte in politischer, in geistiger und gesellschaftlicher Beziehung, aber das Jahrhundert hat nicht gehalten was es versprach, und bedroht an seinem Ende ernstlich die Resultate dessen, wofür seine besten Geister bei seinem Beginne gestritten haben.

Rumänien existirte am Anfange des Jahrhunderts nicht. Das der Pforte unterthänige Fürstenthum Moldau kannte noch keine Judenfrage. Erst als die Donaufürstenthümer 1856 von Europa anerkannt wurden, fing die Judenfrage an bedrohliche Dimensionen anzunehmen. Die Intervention des Berliner Kongresses 1878, welcher Rumänien zwang, seinen jüdischen Einwohnern volles Bürgerrecht zu geben, machte die Frage akut. Vielleicht von Hause aus unaufrichtig und nur als Pression auf den jungen Staat, um ihn zur Einhaltung seiner finanziellen Verpflichtungen anzuhalten, gedacht, hat die Intervention der Mächte, welche nicht gewillt waren, Rumänien zur Erfüllung seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen zu zwingen, den Juden nur geschadet. Die Quälereien, welchen die rumänischen Juden seither ausgesetzt waren, sind geradezu beispiellos. Die im Lande seit Generationen ansässigen Juden, selbst diejenigen, welche mit Auszeichnung als Soldaten gedient haben, werden allem Völkerrechte zum Trotze als heimlose Fremdlinge behandelt; auf allen Seiten werden ihrer Erwerbsthätigkeit Hindernisse in den Weg gelegt, die öffentlichen Schulen werden ihnen versperrt,

ihre eigenen Schulen werden durch die willkührlichsten Regierungsmaßregeln in ihrer Thätigkeit gehemmt, und so kam es zu einer schrecklichen Krisis in diesem Sommer. Tausende wanderten ziel- und planlos aus. Die ungarische Regierung ließ sie nicht zu, die österreichischen Behörden sandten sie zurück. England nahm wieder zur Frage eines Einwanderungsverbotes Stellung; Kanada und die Vereinigten Staaten verboten vielen die Landung; kurz, es sah sehr bedrohlich aus, als Rumänien ein klein wenig sich zu besinnen anfing. Eine gründliche Abhilfe ist freilich weder von dem gegenwärtigen Minister Carp, noch von der gegnerischen Partei zu erwarten. Auch Wohlthätigkeit ist nicht im Stande, dem Massenelende von Hunderttausenden abzuhelfen. Der Zionismus hat sich erst recht als ohnmächtig erwiesen. Auf die Pression auswärtiger Mächte ist schon gar nicht zu rechnen seit es politischer Grundsatz geworden ist, wie im Burenkriege, den Schwachen sich selbst zu überlassen, wenn man durch Einmischung nichts gewinnen kann. Nur Selbsthilfe der Juden könnte Einiges durchsetzen; wenn die wohlhabenden rumänischen Juden auswandern und die auswärtigen großen jüdischen Bankhäuser Rumänien boykottieren wollten. Leider ist die jüdische Solidarität nur in der Phantasie der Antisemiten vorhanden.

Rumänien zunächst steht Rußland, was die Behandlung der Juden betrifft. Seit 1882 sind die Verhältnisse der russischen Juden sehr traurige gewesen. Auch dort haben Tausende zum Wanderstab gegriffen. England, die Vereinigten Staaten, Kanada, Südafrika, in kleinerem Maßstabe Australien, Palästina, Egypten und die Türkei haben sicherlich eine halbe Million russischer Juden aufgenommen. Die Bewegung dauert noch immer an, obwohl seit 1894 die Ursachen nicht mehr so intensiv zu sein scheinen. Die letzten Berichte sind etwas günstiger. Einzelne Entscheidungen des Senats zeigen eine Tendenz, wie sie in den westeuropäischen Staaten in den vierziger Jahren beobachtet wurde. Die Gesetze werden in milderer Weise ausgelegt. So wurde der beschränkte Prozentsatz der Studenten an höheren Schulen dadurch einigermaßen gesteigert, daß man bei der Berechnung nicht die einzelnen Fakultäten, sondern die gesammte Studentenschaft zu Grunde legte. Trotzdem meldeten sich beispielsweise beim Eintritt in das Polytechnikum in Kiew 240 jüdische Studenten, von denen nach dem Gesetze nur 46 aufgenommen werden können. Anderseits hat der Senat entschieden, daß auch der Besuch einer Privatgewerbeschule den Juden das Aufenthaltsrecht in Kiew verleihe. Ebenso wurde vom Senat gegen den Gouverneur von Kowno entschieden, der einem alten Juden nicht gestatten wollte in ein Dorf zu seinem Sohne zu ziehen, weil ein Jude nicht von einem Dorfe in das andere ziehen dürfe. Dürfte man in der Geschichte Analogieschlüsse ziehen, so könnte man aus der weitherzigen Praxis der Behörden folgern, daß auch in Rußland ein Umschwung der gesetzlichen Verhätnisse der Juden bevorstehe. Darin läge die einzige Rettung aus der furchtbar traurigen Lage, in welcher sich die russischen Juden befinden. Leider läßt es sich nicht verkennen, daß der Druck der politischen Verhältnisse nicht das einzige Uebel ist, an dem die Juden Rußlands leiden. Die Krawalle in Odessa am 31. Juli, entstanden durch einen geringfügigen Streit eines Soldaten mit einem jüdischen Tröd-

ler, beweisen, daß auch die Volksstimmung den Juden keineswegs günstig ist, und daß auch in Rußland die Regierung ebensowenig als in Frankreich, Deutschland und Oesterreich aus sich allein die Judenfrage lösen könne.

Von den genannten Ländern zeigt Oesterreich das bedenklichste Bild. Man hat sehr geirrt, wenn man glaubte, eine liberale Verfassung werde den Juden Gleichberechtigung bringen. Das „gemüthliche Wien" ist ein Hauptherd des pöbelhaftesten Judenhasses geworden. Die Stadtvertretung, welche einst Salomon von Rothschild und den Prediger Mannheimer zu Ehrenbürgern ernannte, hat gegenwärtig eine Majorität, die jüdischen Mitgliedern Ausdrücke wie „halt's Maul, Saujud" zuruft. Dieser Majorität ist durch das von ihr gemachte Gesetz der Besitz der städtischen Verwaltung auf unabsehbare Zeit hinaus gesichert und sie benimmt sich mit der Rücksichtslosigkeit des Siegers. Da die bestehenden Gesetze die Einrichtung der konfessionellen Schule noch nicht gestatten, so hat man vorläufig zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die Schüler konfessionell zu separieren, indem man die starken Klassen in eine Juden- und eine Christenklasse eintheilt, so daß die sechsjährigen Kinder einander zurufen: „Geh' nicht in die Judenklasse, dort stinkt's."

Wie die Wahlen zum Reichsrath ausgefallen sind, wissen wir in diesem Augenblicke noch nicht, doch ist es keinen Augenblick zweifelhaft, daß das christlich soziale Element und die radikalen Elemente der Slaven Fortschritte machen werden. Dadurch ist auch eine Aenderung in dem Verhältnisse der Regierung zu den Antisemiten ausgeschlossen. Die Reaktion hat ohnehin Oberwasser. Den Klerikalen wird Alles zu Gefallen gethan. Der altkatholische Geistliche Jschka in Prag, früher katholischer Priester, wurde am 28. Oktober während des Gottesdienstes verhaftet und in seinen Meßgewändern auf das Polizei-Kommissariat geführt, obwohl gegen ihn nichts vorlag als das Mißvergnügen der Hierarchie. Was Wunder, daß den Juden gegenüber die Behörden Alles für erlaubt halten, was die gute Laune der Klerikalen zu erhöhen geeignet ist. Das Entführen von jungen Mädchen nach Klöstern in Galizien ist eine alltägliche Erscheinung. Der schlimmste Fall dieser Art ist die Entführung der noch nicht vierzehnjährigen Michaline Araten am 30. Dezember 1899 durch die Felicianerinnen. Vergebens wurden Gerichte und politische Behörden um Intervention angegangen, selbst eine Audienz des Vaters beim Kaisers war vergeblich. Der Minister sagte in einem unbewachten Momente zu einer jüdischen Deputation: „An der Klosterpforte hat meine Macht ein Ende. Die Nonnen haben es sich einmal zur Aufgabe gemacht, zu zeigen, daß sie den Staat nicht fürchten, und sie haben ja auch glücklich dargethan, daß das heutige Oesterreich tiefer steht als der Kirchenstaat im Jahre 1858, da der Judenknabe Mortara seinen Eltern geraubt wurde. Die Schlachzizen, die das Königreich Polen zu Grunde gerichtet haben, sind auf dem besten Wege, ihre Kunst auch an der österreichischen Monarchie zu erproben. Statt die Oberin des Klosters, die den Menschenraub begangen, wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit zu der entsprechenden Kerkerstrafe von 5 — 10 Jahren zu verurtheilen, wurde der Bürgermeister, welcher eine Durchsuchung des Klosters angeordnet hatte,

wegen Hausfriedensbruchs in's Gefängniß gesteckt. Es ist daher kein Wunder, wenn der Staatsanwalt von Tarnopol, ein Schlachzič natürlich, ein Herr von Berczniecki, in einem Plaidoyer sagt: Der Angeklagte ist ein Jude, dem seine Religion nicht bloß gestattet, sondern geradezu gebietet, Betrügereien vorzunehmen. Recht bezeichnend ist es, daß nicht der Staatsanwalt, sondern der Redakteur des juristischen Fachblattes „Barreau," welcher diese Art richterlicher Amtsführung, allerdings in ungehörigem Tone, würdigte, bestraft wurde.

Das größte Unglück Oesterreichs ist der Klerikalismus. Ihm verdankt es die Demüthigung vor der gesammten Kulturwelt, die in dem Falle Araten liegt; die Demüthigung, daß es einem Staate unmöglich ist, seine Gesetze durchzuführen, wenn es einem Bischof nicht gefällt. Der Klerikalismus hat Oesterreich so durchseucht, daß der Prozeß Hilsner möglich wurde, der Oesterreich auf die Kulturstufe des dreizehnten Jahrhunderts hinabdrückt. Leopold Hilsner, ein arbeitsscheues Individuum aus Polna in Böhmen, wurde am 15. November 1900 in Pisek zum zweiten Male wegen Ritualmordes zum Tode verurtheilt. Dem Urteile lag folgende Thatsache zugrunde: Am 29. März 1899 wurde Agnes Hruza in einem Walde bei Polna ermordet. Der Verdacht fiel auf einige Vagabunden, die in der Nähe des Thatortes an demselben Tage gesehen worden waren. Hilsner war unter ihnen, und der Verdacht fiel auf ihn. Einige Zeit später erinnerte man sich, daß am 17. Juli 1898 ein anderes Mädchen aus Polna verschwunden war, deren Leiche man in einem drei Monate später aufgefundenen Gerippe agnosziren wollte. Sofort wurde Hilsner auch der Mörder dieses Mädchens. An und für sich ist es gewiß möglich, daß auch ein Jude, der ein verkommener Mensch ist, einen Mord begeht. Die Verurtheilung Hilsner's ist aber nur durch den Antisemitismus möglich geworden, der durchaus den Ritualmord bewiesen haben wollte. Die Zeugenaussagen, auf welche hin die Verurtheilung erfolgte, sprechen von einem Schächtermesser, das sie in Hilsner's innerer Rocktasche sahen, von fremden Juden, die in Polna waren, von einer Aeußerung des Kantors, daß man nichts werde beweisen können, also durchwegs von Dingen, die nur möglich wären, wenn Hilsner als Abgesandter der Judenheit, sich Christenblut hätte verschaffen wollen.

Deutschland ist hinter Oesterreich nicht viel zurückgeblieben. Am 11. März 1900 wurde der Gymnasiast Ernst Winter in Konitz ermordet, und Stücke seiner Leiche an verschiedenen Plätzen gefunden. Auch hier wurde ein Ritualmord konstruiert und eine Reihe von Prozessen folgte, die wohl die Haltlosigkeit der Anklagen darthaten, aber die Volksstimmung nicht beruhigen konnten. In Konitz sowie in anderen Orten Westpreußens und Pommerns fanden Exzesse statt, die militärisches Einschreiten nothwendig machten. Die Regierung scheint die Volksstimmung so gefürchtet zu haben, daß man den Abdecker Wolf Israelski vier Monate lang eingesperrt hielt, auf die bloße, übrigens nicht einwandfreie Aussage eines Zeugen, der Israelski mit einem Sacke auf dem Rücken, in welchem ein runder Gegenstand gewesen sei, in der Richtung nach dem Fundorte des Kopfes der Leiche, gehen gesehen haben wollte. Die Regierungsbehörden haben ihre Schuldig-

keit gethan, denn Preußen ist und war immer ein Hort staatlicher Autorität. Das verhinderte allerdings nicht, daß der Gymnasiallehrer, Dr. Hofrichter, als Agitator auftreten konnte und daß noch gegenwärttg der Pastor Krösel in Kloxin bei Pyritz, ohne behördliche Behelligung, eine heftige Agitation für die Beförderung des Glaubens an den Ritualmord betreibt.

Auch sonst sind die Behörden recht einseitig in der Auslegung der Gesetze, wenn die Juden in Betracht kommen. Graf Pückler, dessen Schlagwörter der Kneipensprache entnommen sind, darf ungestraft auffordern, das Judenpack „zu dreschen und zu dreschen und wieder zu dreschen.“ Richter und Geschworene erkennen immer, daß der Herr Graf nur in Metaphern dresche. Dem Juden könnte die Sache gleichgiltig sein, denn erstens ist der Herr Graf, der einmal im tiefen Frieden das Dorf Klein-Tschirne stürmte, verrückt, so verrückt, daß der schlaue Stöcker in seinem „Volk“ die gräfliche Methode des Antisemitismus verurtheilt; zweitens, kommt bei dem behördlichen Schutze der Religion nicht viel heraus. Trotzdem aber ist es sehr bezeichnend, daß man sich auf den Schutz der jüdischen Religion besinnt, wenn es sich darum handelt, eine frei-religiöse Gemeinde zu chikaniren, indem man ihre Redner wegen Beleidigung König David's unter Anklage stellt.

Wie die Regierung denkt geht ja aus der Aeußerung des ehemaligen Kultusministers Bosse hervor, der in einem Aufsatze schreibt: „Keine rechte Bildung ohne Christenthum.“ Ist es ein Wunder, wenn den Juden Lehrämter an staatlichen Schulen so gut wie verschlossen sind. In Berlin ist z. B. nur ein einziger Jude an einem königlichen Gymnasium angestellt und das Brandenburgische Provinzialschulkollegium trägt durch allerlei Maßregeln Sorge dafür, daß die jüdischen Lehrer und Lehrerinnen aus den Volksschulen hinausgegrault werden. Die städtischen Schulbehörden folgen mitunter den zarten Winken von oben, und so ist es vorgekommen, daß in Bromberg, wo ein Jude als einziger Bewerber um eine Lehrerstelle des Deutschen auftrat, ein neues Ausschreiben erfolgte, welches für den Lehrer des Deutschen subsidiäre Qualifikation für den evangelischen Religionsunterricht verlangte, um den Juden den Weg zu versperren. In einer Berliner Privatschule, geleitet von einem Fraulein Dörstling, werden jüdische Schüler nur zugelassen, wenn ihre Eltern versprechen, sie am christlichen Religionsunterrichte theilnehmen zu lassen. In der jüdischen Gemeinderepräsentanz entspann sich darüber eine lebhafte Debatte, wie uns scheint, mit Unrecht. Fräulein Dörstling hat ein Recht, ihre Schule auf christliche, auf mohammedanische, auf blauäugige, auf rothhaarige, auf bucklige, auf idiotische Kinder, oder sonst nach irgend welcher Klassifizierung zu beschränken. Juden, die sich da eindrängen, wo man sie nicht haben will, haben kein Recht, sich zu beklagen, wenn man ihnen die Thüre weist. Sie können nur verlangen, daß die Stadt für genügende Schulen sorge. Hingegen wäre es wohl am Platze gewesen, dagegen zu protestieren, wenn der Minister des Inneren die Namensänderungen der Juden in einem Erlasse sich vorbehielt, obwohl das Gesetz sie den Regierungen zuweist. Darin liegt eine verfassungswidrige Diskrimination gegen die Juden, die um so schwerer wiegt, als sie erfolgte, weil eine christliche Familie sich dadurch beleidigt fühlte, daß die Regierung von Bromberg einer jüdischen Familie,

Namens Schmul gestattete, den Namen einer christlichen Familie anzunehmen. Solche Erlässe führen uns in die Zeit der schlimmsten Reaktion zurück, in eine Zeit, als der Landrath einem Juden verbot, seine Tochter den Namen Friederika beizulegen, und einen Anderen befahl seinen Knaben, „Mausche“ und nicht Moritz zu nennen.

Es ist beinahe günstiger aufzufassen, wenn der hessische Justizminister offen im Landtage erklärte, er könne einen Juden im Justizdienste aus Rücksicht auf die antisemitische Stimmung nicht anstellen. Auch in Preußen, wo Juden seit langen Jahren als Richter fungieren, fehlt es nicht an Versuchen einer Reaktion. Die Weigerung des Gutbesitzers Leist vor einem jüdischen Richter einen Eid zu schwören, war ein Versuch, auf indirektem Wege die Beseitigung der Juden aus dem Richterstande zu bewirken. Ein Aehnliches wurde in der antisemitischen Bewegung 1883, von dem Prediger Hapke versucht. Es läßt sich nicht lengnen, daß der deutsche Kaiser mit seiner provozierenden Betonung des Christenthums bei jedem Anlasse, wo es nicht hingehört, dazu beiträgt, die Reaktion zu ermuthigen. Die antisemitische Partei des deutschen Reichstages ist freilich durch die Theilung in zwei Gruppen schwächer geworden, und Herr von Liebermann, bekannt durch unbezahlte Wechsel und durch an Napoleon gerichtete Bettelbriefe, hat wohl wenig Aussicht, den alten Antrag gegen Einwanderung ausländischer Juden angenommen zu sehen. Der Antrag selbst ist eine unnöthige Demonstration, da die Regierung schon von selbst dafür sorgt, daß ausländische Juden sich in Deutschland nicht niederlassen, aber als agitatorisches Mittel erreicht er seinen Zweck, die Landwirthe gruseln zu machen. Ihr Organ, die von dem getauften Juden Strousberg gegründete „Post,“ findet den Antisemitismus offenbar sehr nützlich.

(Schluß in nächster Nummer.)

———:0:———

Der Schadchen Katzenfeld proponiert dem Herrn Kommerzienrath Levy den Bankier Buchwald als künftigen Schwiegersohn. Nachdem auch die Frau Kommerzienräthin ihre Zufriedenheit ausgedrückt hat, wird Fräulein Laura gerufen. Papa stellt ihr seinen alten Bekannten, Herrn Katzenfeld, vor, der im Auftrage der Familie Buchwald gekommen sei, um für Herrn Isidor Buchwald um die Hand Fräulein Laura's zu werben. Laura ist entrüstet. „Den Isidor Buchwald mag ich nicht, der ist krumm.“ „Gott du Gerechter!“ schreit Katzenfeld „Wie heißt krumm? Stellen Sie sich vor, Sie nehmen sich einen Menschen, was ist so grad wie ein Tannenbaum. Er springt herunter von die elektrische Bahn und brecht sich den Fuß. Dann bringt man ihn nach dem Hospital und dann liegt er dort ein paar Wochen und dann kommt er nach Haus' und geht erst auf Krücken. Wenn Sie nemmen den Buchwald, haben Sie gleich ä fertigen Menschen.“

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von **Gotthard Deutsch.**

———0———

1. Kapitel.

Der Besuch aus der Fremde.

Die feierliche Stille eines sonnigen Frühsommertages lag über dem öden Platze des kleinen Städtchens. Der Platz schien ausgestorben. Im Schatten eines Hauses saß eine alte Frau vor der Thüre, emsig mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt und neben ihr krabbelte ein Enkelchen auf dem Boden herum, mit heiligem Ernste bemüht, kleine Steinchen aus dem hartgestampften Boden loszumachen, und laut aufjubelnd, wenn das Kunststück einmal gelungen war. In einiger Entfernung von der Frau bemerkte man einen Kaufladen, über dessen schmaler Thüre ein Kranz von Citronen mit einem Zuckerhut in der Mitte, aus Holz verfertigt, die „gemischte Waarenhandlung" anzeigte. Die Citronen, ein Meisterstück des lokalen Michel Angelo, sahen wohl Billardbällen ähnlicher als den sonnengeküßten Früchten des Südens und waren von einer Farbe, welche Mutter Natur in ihrer Phantasielosigkeit nicht hervorzubringen vermag, dafür aber war der Zuckerhut von entzückender Realistik, obwohl die jahrelange Thätigkeit der Sonne und des Regens sein blendendes Weiß erheblich herabgetönt hatten. Zu thun gab es offenbar nicht viel um diese Tageszeit, denn, was man an belebten Wesen unterhalb des Citronenkranzes sehen konnte, beschränkte sich auf einen behäbigen Herrn in der Mitte der Fünfziger, der mit dem rechten Ellbogen an den Thürpfosten gestützt, eine kurze Pfeife im Munde, in die stille Umgebung hinausschaute.

Dem Laden gegenüber durch den breiten Platz getrennt, stand ein ziemlich großes Gebäude, das von allen Seiten frei lag, aber bis auf die dem Laden zugekehrte Seite von engen Gäßchen begränzt wurde. Ein alterthümliches, steil ansteigendes Ziegeldach, mit einer massiven Wetterfahne geziert, lag über dem Hause, als wollte es dasselbe erdrücken. Die gewölbten Fenster mit ihren in Blei gefaßten Scheiben, waren nur etwa drei Fuß über dem Boden erhoben und ließen darauf schließen, daß der Fußboden des Gebäudes tiefer liege als die Straße. An den Fenstern konnte man die Dicke der Mauern erkennen, die zeigten, daß der Baumeister nicht die Absicht gehabt hatte, mit dem Material zu sparen. Von Stil konnte man bei dem Gebäude nicht gut sprechen. Der Baumeister, wenn nicht deren am Ende mehrere gewesen waren, von denen jeder auf eigene Faust seine Pläne ausführte, war offenbar von souveräner Verachtung gegen alles Schulgerechte erfüllt gewesen. Er hatte an der schmalen Westseite ein spitz zulaufendes Portal angebracht, dessen Spitze bis nahe an das Dach reichte, während an der längeren Nordseite, die dem Platze zugekehrt war, die Fenster in zwei Stockwerken runde Bogen zeigten. Sonst waren die Mauern ganz kahl und ihre vor

nicht langer Zeit erneuerte Tünche schien von demselben Verbesserer der Natur herzurühren, der die Citronen so schön gelb bemalt hatte.

Das enge Gäßchen, welches das Gebäude im Westen begrenzte, erweiterte sich an seinem unteren Ende nach dem Platze hin, in welchen daselbst eine breitere Straße ausmündete. An der Ecke dieses Platzes und der Straße befand sich wieder ein größeres zweistöckiges Gebäude, über dessen Eingang eine Oellampe mit einem mächtigen Reflektor sich befand. Einige Futtertröge mit gekreuzten Füßen, die in bunter Unordnung an die Wand gelehnt standen und ein im schönsten Himmelblau prangendes Thier, an der Ecke, wo Platz und Straße zusammenstießen, angebracht, ließen die Bestimmung des Gebäudes errathen, wenn auch Naturforscher von Fach einigermaßen schwankend gewesen wären, in welcher Ordnung von Vierfüßlern sie das himmelblaue Ungethüm unterbringen sollten. Vielleicht hatte der Künstler so etwas geahnt, als er mit dem Rest der Farbe, der ihm bei seiner dekorativen Arbeit übrig geblieben war, an die auf den Platz gehende Wand die Worte: „Zum blauen Löwen" hingeschrieben hatte. So konnte denn kein Zweifel bestehen: Hier war das Grand Hotel des Städtchens.

Mit einem Male kam Leben in die feiertägliche Stille. Ein offenes Wägelchen mit zwei der Längsseite nach angebrachten, lederngepolsterte, schmalen Bänken hielt vor dem Gasthause. Es war die Post des Städtchens. Der einzige Fahrgast, den sie mitbrachte, kletterte mit einiger Mühe über den Kutschersitz und brachte es mit Unterstützung des Kutschers nicht ohne Anstrengung fertig, mit einem Fuße auf der Nabe des Rades und mit dem anderen auf dem schmalen Trittbrette stehend, den Sprung auf das holprige Pflaster zu thun. Der durch seine Dienstmütze als Beamter des Weltverkehrs gekennzeichnete Kutscher, wies mit seinem Peitschenstiele quer über den Platz und lüftete höflich die Mütze, als ihm der Fahrgast eine kleine Silbermünze in die Hand steckte. Der Letztere machte sich nach der angedeuteten Richtung auf, ohne sich um den Hausknecht zu kümmern, der eben in seinem Galaanzuge, bestehend aus einer weißen Schürze über den Beinkleidern und dem Hemde mit aufgeschürzten Aermeln, erschienen war.

Der behäbige Herr, der bisher unter dem Zuckerhut inmitten des Citronenstranges mit unerschütterlicher Ruhe der Kunden, die nicht kommen wollten, geharrt hatte, trat mit zwei raschen Schritten, so rasch, daß man sie ihm nicht zugetraut hätte, vor seinen Laden. Im ersten Stockwerke des Hauses öffnete sich ein Fensterflügel und ein Frauenkopf erschien, hinter welchem sich noch ein anderer bemühte das Ereigniß in seiner geschichtlichen Bedeutung zu ergründen. Aus dem Gasthause traten zwei ältere Herren hervor, die an den mit dem Ausspannen der Pferde beschäftigten Postillon hastige Fragen richteten. Ueberall öffneten sich Thüren und Fenster, von denen aus neugierige Blicke der Richtung folgten, welche der Fremde eingeschlagen hatte.

Der Letztere kümmerte sich offenbar um das Aufsehen nicht, das er hervorgerufen hatte, sondern schritt stramm auf sein Ziel los. Seine Gestalt hatte nichts Auffälliges. Ein Mann von etwas unter Mittelgröße in der Mitte der Dreißiger in einen hellgrauen Anzug gekleidet, mit einem Strohhut auf dem Kopfe, einem Regenschirm in der Hand und einem Ueberzieher

auf dem Arme, hätte er in einer Stadt von hunderttausend Einwohnern keinen Augenblick das geringste Aufsehen erregt. Allerdings war sein Kopf eine Erscheinung, wie sie der Durchschnittsmensch nicht ohne beträchtliches Schütteln des eigenen Kopfes passieren lassen kann. Ein kurzgeschorener dunkler Bart, in dem sich einige frühe Silberfäden zeigten und langes, tief in den Nacken herabfallendes Haar, gaben ihm ein etwas auffälliges Aussehen. Wer sich eine solche Haartracht gestattet, will jedenfalls anders sein wie seine Mitmenschen. Entweder macht er Gedichte oder er will ein neues Gesellschaftssystem ersinnen. Auf alle Fälle darf man annehmen, daß er die Lebensaufgabe des Menschen nicht darin sieht, Petroleum zu verkaufen und Bromkali zu verschreiben, so wichtig diese Thätigkeiten im Interesse der menschlichen Kultur sein mögen. Ganz sicher aber ist darauf zu rechnen, daß er diese Welt nicht für die beste der Welten zu halten geneigt sei.

Während derartige Reflexionen sich als Resultate des Nachdenkens in den Köpfen der Bürger und Bürgerinnen unseres Städtchens mit immer größerer Klarheit krystallisirten, verlangsamte der Fremde seinen Schritt, blieb ein Weilchen unschlüssig stehen und wandte sich endlich nach dem Hause, vor dessen Thüre die alte Frau mit dem Kinde saß, die ihren Strickstrumpf in den Schoß gelegt, ihre Brille abgenommen hatte und mit ungetheilter Aufmerksamkeit ihm nachschaute, so daß sie nicht einmal bemerkte, wie das ihrer Obhut anvertraute Enkelchen sich vergeblich bemühte einen Kiesel von der Größe eines Hühnereies in den Mund zu stecken.

Der Fremde trat heran und, höflich seinen Hut lüftend, sage er:

„Bitte, Madame, können Sie mir vielleicht sagen, wo hier der Herr Rabbiner wohnt?“

„Der Herr Rabbiner!“ war die Antwort. „Wissen Sie das Haus, was Menasche Löbl gebaut hat? Er hat sich nicht vorgestellt, daß er es für fremde Leute bauen wird. Ein prachtvolles Haus! Ein Baron braucht es nicht schöner zu haben. Dann wie er gestorben ist, — wie das schon heute geht — die Kinder sind weggezogen. Die Tochter war in Ebersbach verheirathet, der eine Sohn wohnt in Prag und der Andere, Gott soll einen behüten, ist gar nach Amerika gegangen. Er hat's nicht nöthig gehabt. Aber wie schon solche Leute sind! Wenn man so erzogen ist und ist gewöhnt, Alles groß zu führen. — Und die Frau ist auch aus einem sehr feinen Hause gewesen, sie hat viel Geld mitbekommen und schöne Sachen. Er hat natürilch immer gemeint Julius Löbl, wie heißt! Er muß doch immer den Kavalier spielen und es ist nicht mehr so gegangen wie früher, hat er Alles verkauft und ist weg nach Amerika. Meyer Sternfeld ist damals Vorsteher gewesen und sie waren von einer Freundschaft; so hat er durchgesetzt, die Gemeinde soll das Haus kaufen. Mein seliger Mann hat damals noch gelebt und hat geschrien, man braucht kein Haus und man soll das Geld aufheben für schlechtere Zeiten. Die Löbl'sche Freundschaft ist aber sehr groß gewesen und so haben sie es durchgesetzt, und jetzt ist das Haus nicht werth das halbe Geld, was es gekostet hat.“

Der Fremde hatte ohne ein Zeichen von Ungeduld dieses Stück Lokalgeschichte angehört. Es schien ihn sogar höchlichst zu interessiren, wie man

aus einem leisen Zucken seiner Mundwinkel schließen konnte. Wenigstens machte er nicht den geringsten Versuch den Redestrom der alten Frau zu unterbrechen und vielleicht hätte er noch viel mehr von den Geschicken der Nachkommenschaft des seligen Menasche Löbl und den inneren Kämpfen der Synagogengemeinde erfahren, hätte nicht eine Stimme von oben dem Redestrom der alten Dame Einhalt geboten. Diese Stimme von oben gehörte einer Frau von etwa vierzig Jahren an, die offenbar sich nicht zeigen mochte, weil ihre Toilette noch nicht beendet war. Einen Lappen in der Hand, ihr Haar in einer höchst originellen Unordnung, mit einem sehr abgenutzten Frisiermantel bekleidet, hielt sie sich hinter einem Berge von Federkissen, die in dem offenen Fenster aufgeschichtet lagen, verborgen.

„Mutter!" rief es in einem vorwurfsvollen, fast erbitterten Tone von oben herab. „Wozu erzählst du dem Herrn diese alten Geschichten? Was interessieren solche Dinge einen Fremden? Ich schicke Ernst mit, er wird dem Herrn den Weg zeigen."

Der Fremde hatte, als er die Stimme hörte, nach oben gesehen und seinen Hut gelüftet, aber in dem Augenblicke, als er den Kopf erhob, zog sich die Gestalt mit einem unterdrückten Aufschrei in das Innere des Zimmers zurück. Die alte Frau aber nahm mit resoluter Handbewegung den Strickstrumpf wieder in die Hände, zog ihre Stirne in tiefe Falten und sagte mit unverhehltem Aerger:

„Hab' ich Ihnen vielleicht belästigt? Aber so ist die heutige Welt. Nichts ist ihnen recht, was ein alter Mensch thut. Alles wollen sie besser verstehen und fortwährend haben sie einen zu schulmeistern. Mir wäre das mein Lebetag nicht eingefallen, an meiner Mutter etwas auszusetzen, und sie war doch, wie so alte Leute schon sind, launenhaft und hat ihre Mucken gehabt. Aber heutzutage meint die junge Welt, unsereiner weiß gar nicht mehr, was sich schickt. Sagen Sie selber und ganz aufrichtig, — ich werde mich nicht beleidigen — ob ich Ihnen belästigt habe."

„Gott bewahre!" fiel der Fremde ein, „im Gegentheil, ich habe mich sehr für Ihre Erzählung interessiert."

„Sehen Sie," begann die alte Frau wieder mit freudestrahlendem Gesichte. „Ich habe mir das gleich gedacht. Sie sind ein feiner Mann. Das sieht man gleich auf den ersten Blick. Da ist mein Enkelchen," fuhr sie fort, auf einen zehnjährigen Knaben deutend, der verlegen, mit zur Seite geneigtem Kopfe zwischen der Thüre stand, seinen Mützenschirm in der Hand haltend, während er an dem anderen Ende eifrig kaute, „der wird Ihnen den Weg zum Herrn Rabbiner zeigen. Er ist ein gutes Kind, der Ernst, und lernt sehr brav in der Schule. Meine Tochter hat fünfe, sie sollen alle leben und gesund sein. Schöne und gescheite Kinder! Er ist der älteste und wenn Gott Leben schenkt, wird er müssen zum Herbst auf den Gymnasium gehen. Der Herr Rabbiner hält auch viel auf ihm. Ein feiner Mann unser Rabbiner! Ein edler Mensch! Wie mein Mann, selig, krank war, ist er jeden Tag zu uns gekommen und ist oft ganze Abende dagesessen. Mein Mann, selig, hat es auch verdient. Er hat sich geopfert für der Gemeinde. Er hat bis in seine letzten Jahren Schofar geblasen und vorgebetet. Es

giebt wenig solche Leute heutiges Tags. Alle Rabbiner, was wir gehabt haben, waren ihm gute Freunde. Und der jetzige ganz besonders. Noch jetzt geht er nicht vorüber, ohne daß er mit mir ein paar Worte sprechen würde. Kennen Sie den Herrn Rabbiner?" fuhr sie nach einer kurzen Pause fort.

„O ja!" erwiderte der Fremde, „wir sind Freunde aus unserer Studienzeit her."

„Ich habe mir das gleich gedenkt," rief die alte Frau mit freudestrahlendem Gesichte. „Sie sind wohl auch ein Herr Rabbiner?"

„Nicht so ganz," war die Antwort.

Die alte Frau sah ihn sprachlos mit offenbarem Erstaunen an, und diesen Moment benutzte der Fremde um den kleinen Knaben, der noch immer an seiner Mütze kaute, bei der Hand zu nehmen und sich mit höflichem Danke für die freundliche Auskunft zu empfehlen.

---

2. Kapitel.

Das Wiedersehen.

Noch immer von allen Seiten beobachtet, schritt der Fremde neben dem Knaben, der sich einige Schritte von ihm in scheuer Entfernung hielt, über den Platz an der Westseite des Gebäudes vorüber. Unter dem Giebel war eine hebräische Inschrift, welche die Blicke des Fremden fesselte.

„Das ist also euere Synagoge!" sagte er, an den Knaben gewendet.

„Ja, das ist der Tempel," hauchte der Knabe kaum vernehmbar. Die Südseite des Gebäudes war durch eine enge Gasse von einer Reihe schmaler zweistöckiger Häuser eingerahmt, die dicht nebeneinander standen und aussahen, als wären sie von Zeit zu Zeit näher aneinandergerückt, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen. Zwischen ihnen durch führte ein schmales Gäßchen, so schmal, daß zwei Personen nicht nebeneinander gehen konnten. Es war von kahlen Ziegelwänden begrenzt und durchaus nicht sauber gehalten.

Kopfschüttelnd folgte der Fremde dem ihm vorangehenden Knaben.

„Ist das der einzige Weg zum Hause des Herrn Rabbiners?" fragte er.

„O, nein," war die etwas muthiger abgegebene Antwort, „aber der andere ist ein Umweg."

Am Ende des Gäßchens angelangt, traten sie in eine breitere Straße, deren gegenüberliegende Seite von breiteren und besser gepflegten Häusern umsäumt war. Dem Ausgange des Gäßchens gegenüber stand ein einstöckiges Gebäude mit vier Fenstern Front und in überladener Weise mit Terrakotta-Ornamenten geschmückt. Drei breite Marmorstufen führten zu der reich geschnitzten Eichenthüre, neben der sich ein mächtiger Klingelgriff aus Bronze in Form eines Löwenkopfes befand. Dorthin deutete der Knabe mit seiner Linken, während die Rechte unbehilflich die Mütze lüftete:

„Dort wohnt der Herr Rabbiner."

(Fortsetzung folgt.)